# BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS









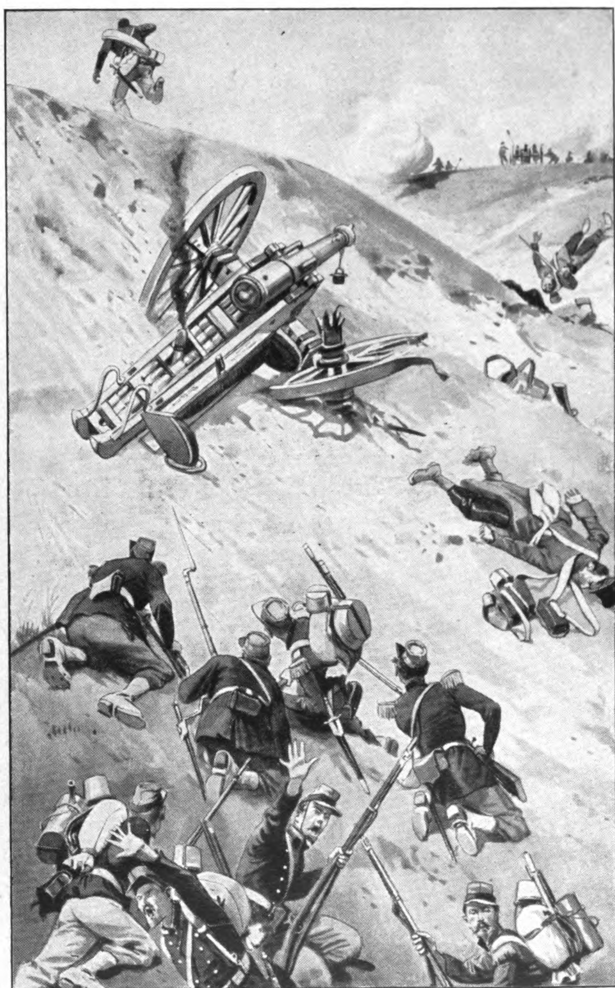

# Twin Cities Campus





# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Das sechste Geschütz“ von A. D. Borum.
(S. 95)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Erster Band

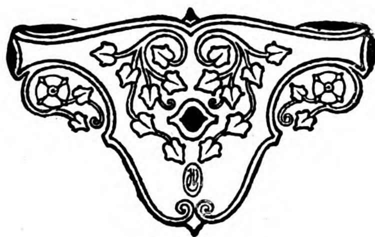



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.



# Inhalts-Verzeichnis.





# Frau Heimdal.

## Roman von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem*).





Hans, mach die Tür zu und zieh die Vorhänge vor die Fenster, damit es so aussieht, als ob das Abteil besetzt wäre! Der Zug aus Rom ist eben drüben angekommen, und nun strömt die ganze Schar der Reisenden herüber zum Sturm auf unseren Zug," rief die junge Dame, die, eine Zeitung vor sich auf dem Klapptischchen des besten Eckplatzes in einem Abteil erster Klasse des D-Zuges Mailand—Köln, sich's für die lange Fahrt über den Gotthard behaglich gemacht hatte.

Hans brachte aber gerade sein Gepäck in dem Netze seines der Dame gegenüberliegenden Platzes unter und murmelte etwas von „noch lange Zeit dazu", und da bei dem Rennen, Schreien und Lärmen auf dem Bahnsteige des Mailänder Bahnhofes, der darin das Doppelte anderer Bahnhöfe leistet, gar nicht zu beurteilen war, von welchem eben sonst noch angekommenen Zuge der Zudrang herrührte, so begnügte sich die junge Dame damit, zuzusehen, wie die Reisenden sich abhetzten. Zwar, genau genommen, so ganz jung war sie nicht

---

*) Verfasserin der Romane „Im Palazzo Spada" (Jahrgang 1902) und „Wie lange noch?" (Jahrgang 1906).

mehr, aber die dreißig Jahre, die sie in Wahrheit hatte, sah ihr keiner an. Groß, frisch, blühend, nicht gerade hübsch, aber auch nicht häßlich, hätte sie keiner für etwas anderes als eine sogenannte „große Dame" gehalten. Dafür sprach in erster Linie die tadellose Haltung ihrer vollen und doch biegsamen Figur im vorzüglich sitzenden grauen, fußfreien Schneiderkleide.

Der junge Mann, der immer noch mit der Unterbringung seiner Sachen zu tun hatte, wies die Kennzeichen des vornehmen Mannes in noch ausgesprochenerem Maße auf.

Wenn nun aber oberflächliche Beobachter das Paar für Eheleute hielten, so waren sie damit sehr auf dem Holzwege, denn dazu sahen sie sich zu ähnlich. Da war bei beiden die gleiche, scharf gebogene Nase, der gleiche, energische Mund, den bei ihm freilich ein kurzer Vollbart teilweise verhüllte, dieselben grauen, klaren Augen unter ziemlich starken, kühnen Augenbrauen, ja dieselbe Nuance des bei ihm bürstenartig geschnittenen mattbraunen Haares, das bei ihr so geordnet war, daß selbst die lose moderne Frisur den Eindruck unbedingter Festigkeit machte. Kurz, die beiden glichen sich wie Zwillinge, und das waren sie auch: Graf Heiligenberg und seine Schwester, die bei ihrem unverheirateten Bruder die Rolle der Hausfrau spielte zur gegenseitigen Zufriedenheit.

Sie hatten eben eine Italienfahrt miteinander gemacht und die letzten Tage in Mailand zugebracht, heute ging's an die Heimreise.

„Du, Hans, aber jetzt wird's Zeit! Was hast du denn nur immerzu an deinem dummen Gepäck herumzumurksen?" mahnte Komtesse Heiligenberg, als es plötzlich laut wurde in dem Korridor des Durchgangswagens.

Hans machte jetzt wirklich einen Schritt der Türe zu, aber da war es schon zu spät, denn ein Facchino, mit einer sehr eleganten braunledernen Reisetasche beladen, war schon drinnen und verstaute das ihm anvertraute Stück über dem nächsten Sitz. Hinter ihm kam eine Dame, eine ganz junge und sehr elegante Dame, herein, warf ein Handtäschchen und eine leichte Reisedecke, sowie mehrere Broschüren auf den Sitz, drückte dem Facchino sein Trinkgeld in die Hand — und da war sie!

Ja, und noch dazu in der ersten, strahlenden Jugendblüte, das wunderschöne, feine, gemmenartige Gesicht mit dem Teint wie Pfirsichblüte umrahmt von duftigem, goldblondem Haare, daß es wie Sonnenschein unter dem großen, flachen schwarzen Hute leuchtete. Sie warf nur einen flüchtigen Blick aus großen, dunklen Augen auf ihre Reisegefährten, legte ihren Schirm in das Netz, deckte die dünne Staubdecke über ihre Kniee und setzte sich dann mit der ganzen Sicherheit ihrer distinguierten Persönlichkeit hin, das feine Profil dem Gange zugewendet, durch den jetzt platzsuchende, mit Reisegepäck beladene, abgehetzte Menschen hasteten.

„Da hast du's!" murrte Komtesse Heiligenberg laut und deutlich. „Das kommt von deiner ewigen Trödlerei! Deswegen hab' ich mich doch nicht etwa eine Ewigkeit vorm Abgang des Zuges in den Affenkasten hier hereingesetzt, um schließlich doch nicht allein zu sein! Daran bist du schuld, mein Junge! Du allein! Und nun noch dazu ein weibliches Frauenzimmer, das wahrscheinlich alle Fenster zugemacht haben will und dann noch auf dem ganzen Wege Bonbons futtert!"

„Aber Hans!" machte Graf Heiligenberg entsetzt. „Es verstehen doch noch andere Leute außer uns Deutsch."

„I woher denn, die sieht mir nicht danach aus,“ widersprach seine Schwester schlecht gelaunt.

Die junge Dame mit dem sonnengoldenen Haar wandte jetzt den Geschwistern ein lachendes Antlitz zu. „Doch, sie ist deutsch und versteht's auch!“ sagte sie in dieser Sprache mit ganz unverhehltem Vergnügen. „Aber Sie dürfen ganz unbesorgt sein: ich esse außer der Zeit niemals Bonbons, wenn ich sie auch sonst ganz gern ‚futtere‘, und es ist mir sehr unangenehm, wenn während der Fahrt die Fenster alle zu sind.“

„Na, das ist ja hübsch von Ihnen! Da werden wir uns schon vertragen,“ erwiderte Komtesse Heiligenberg ohne die mindeste Verlegenheit, aber etwas steif und auch ein bißchen von oben herab. — „Hätt' ich nun und nimmermehr für eine Deutsche gehalten,“ sagte sie zu ihrem Bruder, der immer noch dastand und die junge Dame ansah.

„Wenn man im Auslande lebt, färbt man freilich wohl immer etwas von seiner Umgebung ab,“ meinte diese harmlos, aber sichtlich amüsiert ihre Nachbarin betrachtend. — „Mein guter Vater war so stolz auf mein germanisches Haar,“ setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

„Das kann man auch vom Friseur beziehen,“ war die immer noch etwas ungnädige Erwiderung, aber dabei ließ Komtesse Heiligenberg sich doch herab, einen prüfenden Blick auf das besagte Haar zu werfen. „Nein, das freilich nicht,“ gab sie ehrlich zu. „Gefärbtes Haar oder gekauftes hat nie diesen Glanz. Aber schließlich läßt sich die Nationalität an den Haaren nicht bestimmen. Ich habe nur einmal diese Farbe echt gesehen — bei einer Engländerin.“

Damit wendete sie sich ab und sah zum Fenster

hinaus zum Zeichen, daß sie die Unterhaltung für beendet betrachtete.

Die Fremde sah sie mit lachenden Augen an und wandte ihren Kopf nach der anderen Seite, und dabei begegneten sich ihre Blicke mit denen des immer noch stehenden Herrn, dessen sonnverbranntes Gesicht dabei wesentlich dunkler wurde. Vielleicht von dem Widerschein lief auch über ihre Züge ein vertieftes Inkarnat. Auf gut deutsch: sie wurden beide rot, ohne daß ihnen der Grund hierzu recht klar gewesen wäre.

„Hans, setz dich doch endlich! Du machst einen ganz nervös mit dem ewigen Herumgestehe," sagte Komtesse Heiligenberg scharf.

„Nervös?" wiederholte er gutmütig lachend. „Ja, wie willst du denn das machen, Hans? Das wäre ja was ganz Neues bei dir!"

Die junge Fremde dachte sich, daß der Herr wohl recht haben müsse, denn seine Frau — natürlich nahm auch sie an, daß die beiden ein Ehepaar wären — sah sicher nicht nach einer Nervösen aus. Aber die Art, wie er sie damit neckte, gefiel ihr. Es war so etwas Heimeliges darin. So war sie auch einmal geneckt worden. — Sie öffnete eine ihrer mitgebrachten Broschüren und fing an darin zu blättern; dann fing der Zug an sich zu bewegen, die Bahnhofhalle verschwand allmählich, der Lärm, der etwas von einem Hexensabbat hatte, verhallte, und bald lag Mailand hinter den Reisenden — mit der landesüblichen Verspätung natürlich.

Bis der Zug das königliche Lustschloß Monza passierte, sprach keines von den dreien in dem Abteil erster Klasse. Das Paar in den beiden äußeren Eckplätzen las — sie mit voller Aufmerksamkeit, einen Kneifer auf der kühnen Nase, er mit geteiltem Interesse,

denn seine Augen überflogen nur die Blätter, sahen oft hinaus und noch öfter hinüber auf die feine, kleine, schlanke Gestalt im grauen Staubmantel und dem sonnengoldenen Haar, unter dem eine rosige Ohrmuschel ohne das entstellende Abzeichen der modernen Barbarinnen, den Ohrring, hervorschaute.

Bei solch einem Abweichen von den Neuigkeiten der Zeitung wurde er aber schließlich ertappt — von seiner Schwester nämlich, die den Kneifer abnahm, um ihn erstaunt zu betrachten. Das war doch etwas Merkwürdiges, das erlaubte er sich doch sonst nicht, dieses intensive Anstarren einer Dame! Das war so gar nicht seine Art! Leider, denn er hätte doch nun eigentlich auch einmal ans Heiraten denken können — das war einfach seine Pflicht als Fideikommißbesitzer. Aber er ging den Damen eigentlich ein bißchen aus dem Wege, besonders denen, von denen sich vermuten ließ, daß sie eine geeignete Partie für ihn sein konnten mit der allerhöchsten Billigung seiner Schwester.

„Hans!“ sagte sie halblaut.

„Willst du was, Hans?“ fragte er zerstreut.

Die junge Dame lächelte ganz, ganz leise vor sich hin. Was war das für ein drolliges Paar, das sich gegenseitig „Hans“ nannte!

Eine Antwort auf die Frage des Herrn erfolgte nicht, und den fragenden Blick der Dame auf ihren Gefährten konnte sie nicht sehen, weil sie ihr abgewendet saß. Er sah ihn aber auch nicht, denn da er keine Antwort bekam, so tat er wieder, als ob er seine Zeitung lese.

So ging es eine ganze Weile fort, indes der Zug dem Gotthard entgegenraste. Hin und wieder ging einer der Reisenden in dem Gange vorüber, dann kam der Schaffner, die Karten zu knipsen, ein Bediensteter

des Speisewagens kam, um die Mahlzeiten zu melden — alles das ging glatt von statten und bewirkte keine Annäherung der Zusammenreisenden.

Da geschah es, daß der jungen Dame die leichte Reisedecke, die sie über die Kniee gelegt hatte, überflüssig erschien; sie nahm sie zusammen und warf sie auf den Sitz gegenüber, und dabei fiel die Broschüre, die sie immer noch in der Hand hielt, zu Boden, wobei sich die Blätter auseinanderschlugen.

Graf Heiligenberg bückte sich schnell, das Heft aufzuheben — das hätte er für jede andere auch getan, und seine Schwester fand es darum auch ganz in der Ordnung.

Da fiel aber sein Blick auf die aufgeschlagene Seite, und er stieß einen Ruf der Überraschung aus. „Hans, du, schau mal her — das Bild!“ rief er und reichte seiner Schwester die Broschüre, natürlich nicht ohne sich gleichzeitig zu der jungen Dame mit den Worten zu wenden: „Verzeihen Sie — da ist nämlich ein Bild, das —“

„Das Porträt unserer Mutter!“ rief Komtesse Heiligenberg erstaunt aus.

„Wirklich?“ fragte die junge Dame und beugte sich unwillkürlich nach links, um in das aufgeschlagene Heft in den Händen ihrer Nachbarin zu blicken. „O ja — dieses Porträt ist nach einem Bilde, das mein Vater gemalt hat. Es begleitet einen illustrierten Artikel über seine Werke, und ich hatte das eben erhaltene Heft mitgenommen, um den Artikel zu lesen.“

„Was — Sie sind eine Tochter Jansens, Friedrich Jansens?“ unterbrach sie Komtesse Heiligenberg, sich ihrer Nachbarin voll zuwendend, mit großer Lebhaftigkeit.

„Ja, die Tochter, das einzige Kind Friedrich Jansens,“ war die mit einem Stolz gegebene Antwort, der

das wunderbar feine Gesicht zur Schönheit verklärte. „Dieses Porträt hier,“ setzte sie hinzu, „hat den Ruhm meines Vaters begründet.“

„Und wissen Sie auch, wen es darstellt?“ fragte Komtesse Heiligenberg. „Die Unterschrift ‚Weibliches Bildnis‘ sagt ja im Grunde so gut wie nichts.“

„Es kann einen in den Katalogen der Kunstausstellungen wirklich immer mit Recht ärgern, wenn man gern wissen will, wen ein Porträt darstellt, und es steht dann neben der Nummer nur die höchst belehrende Bemerkung: weibliches oder männliches Bildnis!“ fiel der Graf lachend ein.

„Was bleibt dem Künstler aber übrig, wenn die Leute nicht wollen, daß ihr Name genannt wird?“ meinte Helianthe Jansen lächelnd. „Ja, ich weiß sehr wohl, wen das Bild darstellt — die Dame hieß damals Komtesse Achern und —“

„Und später Gräfin Heiligenberg. Sie war unsere Mutter,“ vollendete er mit einer Handbewegung nach seiner Schwester. „Aber ich begreife nicht — das Bild hängt doch bei uns in Heiligenberg!“

„Es wurde photographisch aufgenommen zur Vervielfältigung. Papa gab seine Erlaubnis, denn bei einem solchen Kunstwerk muß man nicht engherzig sein und es auch anderen zugänglich machen,“ erklärte Komtesse Heiligenberg. „Daß dir das entfallen ist, Hans! Du müßtest es doch auch wissen!“

„Ich hatte es vergessen, Hans,“ erwiderte er entschuldigend und setzte lächelnd hinzu: „Ich seh's Ihnen an, gnädiges Fräulein, daß es Sie amüsiert, weil wir uns beide gegenseitig ‚Hans‘ nennen. Wir sind nämlich Zwillinge und Johanna und Johannes getauft. Na, bei mir lag ja der ‚Hans‘ auf der Hand, und meine Schwester wurde auch zunächst ‚Hannchen‘ genannt,

aber man kam bald zu der Einsicht, daß dieses Diminutiv gar nicht auf sie paßte, daß sie mindestens ein ebensolcher ‚Hans' war wie ich. Dabei ist's denn auch geblieben."

„Sehr hübsch — und originell auf alle Fälle," erklärte Fräulein Jansen lachend. „Ich hatte, ehrlich gesagt, die Herrschaften für ein verheiratetes Paar gehalten. Aber freilich, jetzt sehe ich erst, wie ähnlich Sie einander sind. Es macht mir immer Spaß, die Leute auf ihre Vornamen zu taxieren, aber auf ‚Hannchen' wäre ich bei Ihnen, Gräfin, gewiß nicht verfallen. Man denkt bei dem Namen unwillkürlich an das Idyll von ‚Hannchen und die Küchlein'."

„Aber das paßt ganz gut auf mich!" rief Komtesse Heiligenberg. „Ich bin groß auf dem Hühnerhofe, der mir schon manchen Preis auf Geflügelausstellungen eingetragen hat. ‚Hannchen' ist übrigens gräßlich — ich wollte gern Jeanne oder Joan genannt werden, aber mein Herr Bruder entschied sich für Hans, und dabei ist's auch geblieben. Ich weiß schon selber gar nicht mehr, daß ich eigentlich Johanna heiße."

„Meine Mutter hieß auch so — nur, weil sie doch eine Italienerin war, Giovanna," sagte Fräulein Jansen. „Der Name wurde aber nicht wie üblich ‚Vanna' abgekürzt, sondern ‚Gio'."

„Ich wußte gar nicht, daß Professor Jansen verheiratet war," warf Graf Hans ein.

„Doch, das wußte ich," erklärte seine Schwester. „Eine Verwandte von uns verkehrte in seinem Hause, als — als Frau Jansen noch lebte. Und ich hörte auch, daß sie eine Italienerin war. Römerin natürlich?"

„Nein, meine Mutter war eine Venezianerin, eine Tochter des Herzogs Canale della Madonna," fiel

Fräulein Jansen ein. „Mein Vater war nach Venedig gegangen, um sie zu malen — er war damals schon berühmt — und als das Bild fertig war, da ließ er es dort und nahm das Modell dafür mit als seine Frau. Es ist ein herrliches Paar gewesen, meine Eltern. Mein Vater war so recht das Urbild eines friesischen Riesen und so edel, so gut! Und von meiner schönen Mama hab' ich meine Haare. Der Vater behauptete freilich immer, sie hätten mehr die germanische Farbe, weil er sehr an seinem Heimatlande hing. Wir sprachen auch immer Deutsch miteinander, besonders nachdem Mama gestorben war —"

„Ihr Herr Vater hat sie, wie es scheint, nicht lange überlebt," sagte Komtesse Heiligenberg teilnehmend, als ihre Nachbarin mit plötzlich umflorten Augen innehielt. „Sein Tod war ein großer Verlust für die Kunst, aber natürlich ein noch größerer für Sie," setzte sie mit einer Wärme hinzu, die ein Fremder ihr kaum zugetraut hätte.

„Ja, das ist gewiß — ich habe mit ihm alles verloren: Vater, Heimat, Freund," erwiderte das junge Mädchen leise. „Und nun bin ich ganz allein im Leben zurückgeblieben und muß sehen, wie ich damit fertig werde. Immer der Sonne zu — pflegte mein Vater zu sagen, und deshalb hat er mich auch Helianthe genannt."

„Helianthe! Ich höre den Namen zum ersten Male. Aber er ist wunderschön — und so passend zu — zu Ihrem Haar," sagte Graf Hans mit fast naiver Bewunderung.

Seine Schwester warf ihm einen scharfen, strafenden Blick zu, den er nicht sah — und wenn er ihn gesehen hätte, dann hätte es auch nichts geändert. „Allein im Leben!" wiederholte sie dann aber freundlich.

„Ja, früher oder später müssen's die meisten durchmachen. Für Sie, Fräulein Jansen, ist's freilich wohl etwas zu früh gekommen, denn Sie müssen noch sehr jung sein?"

„O, schon fast zwanzig!" fiel Helianthe ein.

„Nun," fuhr Komtesse Hans fort, „Sie werden doch wohl Verwandte haben, die —"

„Keine Seele von väterlicher Seite," sagte Helianthe mit dem Kopfe schüttelnd. „Wenigstens nicht, daß ich wüßte. Und die Geschwister meiner Mutter zählen nicht, denn sie haben ihr nie die Mesalliance mit meinem Vater vergeben, und der war zu stolz dazu, um eine Annäherung von sich aus anzubahnen. Mit seinem berühmten Künstlernamen konnte er wohl erwarten, daß man ihm die erste Hand reichte. Sonst freilich — von ihrem Standpunkte aus, da war ja wohl eine tiefe Kluft zwischen dem friesischen Advokatensohn und der venezianischen Herzogstochter. Mein Vater war viel zu gerecht, das nicht anzuerkennen."

„Die ganze römische Aristokratie hat aber doch in Ihrem Hause verkehrt!" rief Komtesse Hans lebhaft. „Wenigstens habe ich gehört, daß Professor Jansens Haus die schwarze wie die weiße römische Noblesse einträchtiglich bei sich empfing."

„O ja, sie kamen alle zu uns, und wir zu ihnen," erwiderte Helianthe. „Aber das war etwas anderes. Wenn Vater eine von ihnen geheiratet hätte, wer weiß, ob man dann so bereitwillig gewesen wäre — wenigstens von seiten der Sippe aus. Ich habe übrigens das Jahr seit meines Vaters Tod in einem römischen Palaste verlebt, dessen Besitzer mit meiner Mutter verwandt war."

„Also war die ganze Sippe doch nicht eines Sinnes!" fiel Graf Hans ein.

„Und einen Vormund müssen Sie doch auch haben!“ meinte Komtesse Hans, die sich die Haltung der venezianischen Verwandten erklären konnte, wenn sie vielleicht selbst auch anders gehandelt hätte nach ihrem Grundsatz, daß man sich mit dem Unvermeidlichen und einmal Geschehenen immer so abfinden muß, daß man sich nicht ins Unrecht setzt.

„Freilich habe ich einen Vormund,“ stimmte Helianthe Jansen zu. „Und noch dazu einen, den ich in meinem Leben nie gesehen habe. Ich bin eben auf dem Wege zu ihm und seiner Frau.“

„Also nach Deutschland! Da haben wir noch 'n hübsches Eckchen zusammen zu reisen,“ rief Graf Hans erfreut.

„Das kommt noch darauf an, denn Deutschland beginnt schon hinter Basel,“ bemerkte Komtesse Hans, zu taktvoll, um direkt nach dem Reiseziel zu fragen und dabei doch rechtschaffen neugierig danach.

„Auch bis Basel haben wir noch gegen elf Stunden,“ vollendete er mit schöner Offenheit. Er pflegte aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen, der gute Graf Hans, und wenn seine Schwester auch daran gewöhnt war, in diesem Falle schien es ihr weiser, wenn man solche Gedanken schon einmal hatte, sie wenigstens für sich zu behalten und nicht in der ersten Stunde des Beisammenseins einem bisher wildfremden Wesen gleich so heftig die Cour zu schneiden.

„Aber Hans!“ sagte sie daher strafend.

„Na ja,“ meinte er seelenruhig und mit großer Befriedigung. „Aufm Isteiner Klotz wird das gnädige Fräulein ja kaum ihren Vormund besuchen, also werden wir wahrscheinlich noch länger den Vorzug ihrer Gesellschaft haben. — Wir fahren noch bis weit hinter Frankfurt, bis Neudorf, das die nächste Station für unsere heimatliche Scholle ist.“

„Aber bis Neudorf fahre ich ja auch — wenn's nicht mehrere Orte dieses Namens gibt!“ rief Helianthe lebhaft.

„Massenhaft!“ fühlte Komtesse Heiligenberg sich verpflichtet, den Enthusiasmus, den sie in den Augen ihres Bruders las, ein wenig zu dämpfen.

„Es ist wahr — es gibt eine Masse Neudorfs,“ pflichtete er bei. „Aber es käme darauf an: unsere letzte große Station ist Hannover.“

„Meine auch,“ fiel Helianthe ein. „Ich fahre von dort auf der Hamburger Linie weiter und —“

„Also haben wir genau denselben Weg. Es ist unser Neudorf!“ rief Graf Hans triumphierend.

Seine Schwester vergaß in ihrer Überraschung, ihm für diesen unverhohlenen Ausdruck seiner Freude eine neue Vermahnung zu erteilen, und wandte sich diesmal mit voller Rechtswendung ihrer Nachbarin zu.

„Ja, aber zum Kuckuck, wer kann denn in Neudorf Ihr Vormund sein?“ fragte sie ohne Umschweife. „Das ist ja ein ganz elendes Nest, in dem nur kleine Ackerbürger wohnen, und der Schnellzug würde auch nie im Leben da halten, wenn es nicht die nächste Station zu dem Waldbade wäre, das seit ein paar Jahren so in die Mode gekommen ist.“

Helianthe lachte. „Sie meinen also, daß ich den Unterschied zwischen Rom und Neudorf unangenehm empfinden könnte?“ rief sie belustigt. „Nun, zum Glück werd' ich keine Vergleiche anzustellen brauchen, denn mein Vormund lebt auf seinem Landgut in der Nähe. Wenn Sie selbst in dieser Gegend angesessen sind, werden Sie ihn ja vielleicht auch kennen: Herr v. Mettkau auf Monrepos. Komisch, dieser französische Name in einer deutschen Gegend!“

„Der Schmalzengel!“ fuhr es Komtesse Heiligen-

berg heraus, und sie sah ihren Bruder erstaunt an, dessen gutmütiges, eben noch lächelndes Gesicht mit einem Male ganz ernst geworden war.

„Wie nannten Sie den Herrn?“ fragte Helianthe befremdet.

„Verzeihen Sie. Der in der ganzen Gegend bekannte Spitzname des — des Herrn v. Mettkau ist mir ganz unwillkürlich entschlüpft,“ nahm Komtesse Heiligenberg nach einer kleinen, aber recht schwülen Pause das Wort. Sie war wieder sehr kühl geworden. „Ich nehme an, daß er ein Ihrem Herrn Vater sehr nahestehender Freund war, wenn er Ihr Vormund ist.“

Helianthe war eine leichte Röte in das feine, blasse Gesicht gestiegen, denn sie hatte den Blick gesehen, den ihre Reisegefährten gewechselt, und hörte die Nuance im Ton ihrer Nachbarin mit feinem Ohr sofort heraus. Aber in dem nun auf sie gerichteten Blicke des Grafen Hans lag dabei doch etwas, das sie wie Unglauben an der Annahme seiner Schwester empfand, und sie kämpfte die kurze, ebenso kühle Antwort, die ihr auf die Lippen trat, hinab und sagte statt dessen: „Diese Frage, Gräfin, kann ich weder mit ja noch auch mit nein beantworten. Sehen Sie, mein Vater war Idealist, und eine seiner vornehmsten Eigenschaften war die Dankbarkeit. Nun hat dieser Herr v. Mettkau ihm vor Jahren, noch ehe ich auf der Welt war, einmal das Leben gerettet. Die beiden waren sich ganz fremd und hatten sich zufällig bei einer Gebirgstour getroffen und kennen gelernt; mein Vater stürzte, und ohne die Geistesgegenwart des Herrn v. Mettkau, der ihm unter persönlicher Lebensgefahr beisprang, wäre mein Vater verloren gewesen. Die beiden zufälligen Reisegefährten haben sich, soviel ich weiß, seitdem nicht wiedergesehen, aber mein Vater vergaß den ihm geleisteten Dienst

nicht und hielt einen brieflichen Verkehr mit Mettkau aufrecht, der sich übrigens in bescheidenen Grenzen hielt. Aber er bestand, und mein Vater hätte alles andere eher versäumt, als seinem Retter nicht zum mindesten einen Neujahrsgruß zu schicken. Nun hat mein armer Vater aber lange schon die Ahnung seines Todes mit sich herumgetragen, und es bereitete ihm schwere Sorgen, wen er mir zum Vormunde bestimmen könnte. Verwandte hatte er von seiner Seite nicht, und den Verwandten meiner Mutter mochte er mich nicht aufdrängen, nachdem sie von mir nie die geringste Notiz genommen; unter seinen Kollegen wollte ihm keiner für den verantwortlichen Posten recht passen, so viele Freunde er auch unter ihnen hatte. Da verfiel er auf Herrn v. Mettkau, und er meinte, der Mann, der ihm ungeachtet der eigenen Gefahr das Leben gerettet, würde seinem Kinde auch ein treu sorgender Vormund werden. Herr v. Mettkau nahm den Ehrenposten nach einigem Zögern an; er kam aber nicht nach Rom, als mein Vater starb, und gab, wie mir schien, ganz gern seine Einwilligung, mich bei der Marchesa Camposreddo zu lassen, die mir sogleich ihr Haus als Heim angeboten. Ich blieb über ein Jahr bei ihr, dann aber schrieb mein Vormund, daß es angezeigt wäre, wenn ich für einige Zeit zu ihm käme, um verschiedene geschäftliche Angelegenheiten zu ordnen, auch wäre meine persönliche Gegenwart bei gerichtlichen Verhandlungen erforderlich — was weiß ich? Nun, mir blieb wohl nichts anderes übrig, als der Einladung Folge zu leisten — und da bin ich. Soll ich also die Frage, ob Herr v. Mettkau mit meinem Vater intim befreundet war, mit ja oder nein beantworten? Gibt es ein Zwischenwort zwischen den beiden? Gewiß nicht. Aber ich stehe dazwischen und weiß nicht, was ich sagen soll."

„Ich würde nein sagen," erwiderte Graf Hans ruhig.

„Ich auch," bestätigte seine Schwester nach einer kurzen Pause. — „Ihr Herr Vater, Fräulein Jansen," setzte sie dann sehr freundlich hinzu, „muß in der Tat ein sehr großer Idealist gewesen sein. Hat er sich denn nie nach dem Leumund Ihres jetzigen Vormundes erkundigt?"

„Ich weiß nicht, aber ich glaub's nicht, daß er es getan hat," meinte Helianthe ernst. „Soweit ich meinen Vater gekannt habe, glaube ich, hätte er es für — für unvornehm gehalten, seinem Lebensretter solch Mißtrauen entgegenzubringen, auch wenn dieser nichts davon erfahren hätte."

„Und da sage einer noch, daß es keinen blinden Glauben mehr in der Welt gibt!" rief Komtesse Heiligenberg. „Gott bewahre! Was für ein vornehmer Mann muß Ihr Vater gewesen sein, daß er dieselbe Vornehmheit ohne weiteres bei anderen voraussetzte! Es ist bewundernswert! Nur — nun, hoffen wir, daß dieses herrliche, ich möchte sagen, blinde Vertrauen ihn nicht getäuscht hat."

„Kennen die Herrschaften Herrn v. Mettkau näher?" fragte Helianthe gespannt.

„Vom Sehen — sonst nicht," erwiderte Komtesse Heiligenberg kurz.

Ihr Bruder setzte hinzu: „Man grüßt sich — kennen darf man das doch wohl nicht nennen."

„Sie verkehren also nicht mit ihm?"

„Herr v. Mettkau verkehrt mit der ganzen Nachbarschaft nicht," sagte Graf Hans nach einer kleinen Pause.

„Das heißt, die Nachbarschaft verkehrt nicht mit ihm," fiel Komtesse Heiligenberg ein, und als ihr Bruder eine Bewegung machte, sagte sie mit großer Entschieden-

heit: „Warum wie die Katze um den heißen Brei herumgehen? Es ist viel besser, daß Fräulein Jansen Bescheid weiß, bevor sie Monrepos sieht, als daß sie dort erst nach und nach dahinter kommt, daß man Herrn v. Mettkau in unseren Kreisen schneidet. Es ist schade, daß sie es erst auf dem Wege dahin erfährt. Aber besser jetzt, als daß sie ganz im Dunkeln tappt."

„Sie haben recht, Gräfin, und ich bin Ihnen dankbar für die Aufklärung," entgegnete Helianthe lebhaft. „Aber — verzeihen Sie: wer A sagt, muß auch B sagen. Warum schneidet man Herrn v. Mettkau in Ihren Kreisen?"

Graf Hans machte wieder eine unmutige Bewegung. „Siehst du, Schwesterliebe, mit dieser sehr natürlichen Frage bist du in die Ecke getrieben," sagte er ernst und vorwurfsvoll. „Die Boykottierung von Monrepos ist eine von den Sachen, die auf stillschweigender Übereinkunft beruhen: laut redet kein Mensch darüber gern, weil es Dinge gibt, die man nicht gern breittritt. Warum auch breittreten, was man besser für alle Teile einfach übergeht? Ich gebe gern zu, daß es für Fräulein Jansen nicht angenehm ist, in ein Haus zu kommen, das mit seinen Nachbarn nur eben auf dem Grüßfuße lebt, ohne zu wissen, daß man nicht miteinander verkehrt, aber anderseits dürfte Herr v. Mettkau wohl eine genügende Erklärung für dieses Faktum selbst in Bereitschaft haben."

„O ja — seine Version wird gewiß wesentlich von der unseren abweichen," gab Komtesse Heiligenberg zu. „Aber es tut mir leid, daß Fräulein Jansen unter eben dem Boykott leiden soll, dem sie so unverdient mit verfällt."

„Sie sind sehr, sehr gütig gegen eine Ihnen Fremde," sagte Helianthe warm berührt. „Doch nun Sie so viel

gesagt haben, so lassen Sie mich auch den Rest wissen. Was liegt gegen Herrn v. Mettkau vor?"

„Er hat unter Umständen das Heer verlassen — verlassen müssen, die sich mit unseren Begriffen von Ehre nicht decken," erwiderte Graf Hans mit einiger Überwindung.

Helianthe sann eine Weile nach. „So — so vielleicht wie Graf Trast in Sudermanns Ehre?" fragte sie dann.

„Hm — ja — ungefähr so, gnädiges Fräulein."

„Graf Trast war aber so klug und so geschmackvoll, sich auf eine Kaffeeplantage zurückzuziehen, während Herr v. Mettkau nach seinem moralischen Niederbruch heiter lächelnd in unserem Kreise erschien in dem schönen Wahne, daß seine Unwiderstehlichkeit die ‚dumme Geschichte', wie er's nannte, einfach auslöschen würde," fiel Komtesse Heiligenberg ein. „Aber wenn der Sattel rutscht, fällt auch der beste Reiter mit."

„Daran, liebstes Hanselchen, ist vielleicht weniger Herr v. Mettkau schuld als die Gesellschaft, die ihm vorher alles durchgehen ließ und ihm seine Unwiderstehlichkeit geradezu anerzogen und eingeredet hat. Solche verzogene Lieblinge der Götter kommen einfach gar nicht auf den Gedanken, daß doch schließlich auch einmal etwas den Leuten über die Hutschnur gehen könnte," meinte Graf Hans, und zu Helianthe gewendet fuhr er fort: „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, Ihr Vormund war solch ein Liebling der Götter, ein schneidiger Offizier, von dessen ‚Taten' man Bücher füllen könnte. Er erlaubte sich alles, und alles ging ihm durch — faktisch alles! Oft ganz unerhörte Sachen, über die jeder andere das Genick gebrochen hätte. Sogar seine ganz außergewöhnliche Werbung um seine

Frau, die er öffentlich und ohne Rückhalt ‚Der Widerspenstigen Zähmung‘ nannte. Sie war das kälteste, hochmütigste, unliebenswürdigste Wesen unter der Sonne, Hofdame nebenbei gesagt und eine ganz aparte Erscheinung. Sie führte den Beinamen ‚Medusa‘, weil sie alle durch ihren Blick förmlich versteinerte, nicht allein durch ihre Unnahbarkeit. Bei diesem Käthchen den Petrucchio zu spielen, fiel dem tollen Mettkau eines schönen Tages ein, und er beeilte sich, dies Vorhaben aller Welt laut und deutlich zu verkündigen — auch ihr selbst. Und das merkwürdigste dabei war, daß sie das tolle Spiel für Ernst nahm und — unterlag. Denn sie hat ihn geheiratet, wurde danach ganz erträglich liebenswürdig, und er war der Herr im Hause und ist es wohl heut noch.“

„Wie merkwürdig!“ rief Helianthe. „Und was hat er dann getan, daß — daß —“

„Das, gnädiges Fräulein, erlassen Sie mir, bitte!“ erwiderte Graf Hans sehr verbindlich, aber doch so entschieden, daß sie schwieg.

Erst nach einer Pause begann sie wieder: „Verzeihen Sie — ich war indiskret. Ich verstehe ja ganz gut Ihre Zurückhaltung. Nur eines müssen Sie mir noch sagen: Sie gaben Herrn v. Mettkau vorhin einen Beinamen — es war etwas wie ‚Engel‘ mit noch etwas daneben.“

„Schmalzengel!“ sagte Komtesse Heiligenberg lachend. „Das ist sein alter Spitzname, den die ganze Gegend einstimmig übernommen hat. Er sah immer aus wie ein etwas groß geratener Cherub — wissen Sie von der Sorte, wie die Köche sie in Schmalz ausgeformt zwischen Blumen auf die Schüsseln von Fleischgelees stellen zur Dekoration. Mit einer Schärpe von rosa Gaze geschmückt. Natürlich hat er von dem

Namen Wind bekommen und soll richtig einmal auf einem Maskenball in diesem Kostüm erschienen sein."

„Wie fürchterlich!" lachte Helianthe hell auf, und die anderen lachten mit. Aber dann wurde sie plötzlich wieder ernst. „Für mich ist dabei eigentlich nichts zum Lachen," sagte sie mit einem Seufzer. „Es ist nicht angenehm, in einem Hause zu sein, das boykottiert ist. Wenn mein Vater geahnt hätte — — doch was nützt es, darüber nachzudenken!"

„Wenn mein Bruder Diskretion übt, so ist das sehr richtig," fiel Komtesse Heiligenberg ein. „Aber ich habe das nicht nötig und will Ihnen sagen, was Herr v. Mettkau getan hat, denn es ist besser, Sie wissen den Grund seiner Verabschiedung, als wenn Sie im Dunkeln bleiben und sich den Kopf darüber zerbrechen. — Plinkere nicht mit den Augen, Hans — hier bin ich im Recht! Also: Ihr Vormund hat sich nicht nur durch mehrere recht unangenehme Liebesabenteuer, in die er angesehene Familien mit hineinzog, kompromittiert, er soll auch als Adjutant mit Geldern der Regimentskasse —"

„Wollen Sie lange in Monrepos bleiben?" fiel der Graf Hans mit allen Zeichen der Ungeduld ein.

„Meine Einladung lautet für den Sommer," war die niedergeschlagene Erwiderung. „Und ich habe sie auch für diesen Zeitraum angenommen. Herr v. Mettkau schrieb so herzlich — zugleich im Namen seiner Frau, die augenleidend sei und darum selbst nicht schreiben könne —"

„Ah, darum trägt sie also immer diese enorme schwarze Brille!" bemerkte Graf Hans.

„Natürlich, deshalb nennen die Leute sie ja die ‚Brillenschlange'," bestätigte seine Schwester.

Helianthe schlug die Hände zusammen. „Der Schmalzengel und die Brillenschlange!" rief sie wider

Willen lachend. „Ja, haben denn alle Leute in Ihrer Gegend solch reizende Namen?“

„Fast alle,“ erwiderte Graf Hans gemütlich. „Das liegt in der ganze Rasse bei uns. Ich weiß ganz genau, daß man mich den ‚Dampfpflug‘ nennt, weil ich solch eine Maschine bei meiner Thronbesteigung als Fideikommißherr angeschafft habe, und meine Schwester — na, plinkere nur nicht, Hans, Diskretion ist Ehrensache. Bis Sie abreisen, gnädiges Fräulein, haben Sie sicherlich auch Ihren Beinamen, aber wahrscheinlich einen sehr hübschen, denn unser Schlag ist im ganzen poetisch veranlagt, wenn er der Poesie begegnet. — Sieh mich nicht so erstaunt an, Hans! Heißt unseres nächsten Nachbarn Tochter nicht in der ganzen Gegend das ‚Maiglöckchen‘? Na, also!“

Nun darf aber nicht verschwiegen werden, daß es der heißeste Wunsch von Komtesse Heiligenberg war, daß ihr Bruder besagtes „Maiglöckchen“ als Herrin in sein Haus holen möchte, wogegen er sich bis jetzt mit Erfolg gewehrt hatte unter Anzeichen gänzlicher Unempfindlichkeit gegen die Poesie der Person wie des Namens. Der gedankenlosen Courschneiderei im landläufigen Sinne des Wortes hatte sie ihn auch bisher nie überführen können, und nun machte er hier solch eine Redensart! Und die Augen, mit denen er dies Fräulein Jansen dabei angesehen hatte! Sie kannte doch ihren Bruder, aber einen solchen Ausdruck seiner Augen hatte sie bisher nie gesehen. Er hatte sich doch nicht gar am Ende rettungslos und ohne alle Vorbereitung in dieses Fräulein Jansen ver— verschossen nannte Komtesse Hans in ihren Gedanken den psychischen Vorgang, es hätte also keinen Zweck, nach einem anderen Ausdruck zu suchen. Also verschossen! Potztausend, das wäre keine üble Dummheit!

Aber Komtesse Heiligenberg war nicht nur gerecht, sie liebte auch ihren Bruder über alles, und aus diesen beiden Gründen konnte sie ihm nicht unrecht geben, nur — na ja, man hatte doch nun einmal seine Ideen über standesgemäße Heiraten, und dann wär's doch auch sehr schön gewesen, wenn er eine sogenannte gute Partie machte, denn wenn's ja in Heiligenberg auch „langte“, wenn Graf Hans sich auch in einer recht guten Lage befand, bei den schlechten Zeiten für die Landwirtschaft konnte ein hübscher Zuschuß eben auch nichts schaden. Im Gegenteil. Professor Jansen sollte ja fabelhafte Einnahmen gehabt haben, sein fürstlicher Haushalt in Rom war bekannt, aber — hatte er auch seiner Tochter etwas hinterlassen? Künstler sind in solchen Dingen so sorglos, und diese Helianthe war sicherlich verwöhnter als eine Prinzessin, oder —

Komtesse Heiligenberg dachte an Flucht vor der drohenden Gefahr. Daheim war diese letztere ja so gut wie ausgeschaltet, da man bei Herrn v. Mettkau nicht verkehrte, aber bis dahin war der Weg noch weit, und während der fast noch dreißigstündigen Fahrt so eng beisammen in dem beschränkten Raum eines Wagenabteils konnte das „Unglück“ auf die einfachste Weise von der Welt geschehen.

Aber was sollte man denn tun? Sich wieder plötzlich in den Panzer einer eisigen Reserve hüllen, nachdem man ihn einmal ausgezogen? Das wäre doch sehr auffallend gewesen, und sie hätte das auch gar nicht zuwege gebracht, denn gegen wen sie einmal auftaute, gegen den konnte sie schlecht wieder den Schneemann spielen. Das Abteil wechseln? Man hatte hier so gute Plätze im Durchgangswagen! Und unter welchem Vorwand hätte man den Umzug bewerkstelligen können? Unter gar keinem natürlich, denn

die kurze Bekanntschaft verpflichtete eigentlich zu keiner Erklärung.

Während dieser Erwägungen plauderten die beiden ahnungslosen Opfer schwesterlicher Fürsorge ganz harmlos weiter miteinander — über die Gegend, über Land und Leute dort oben, die Fräulein Jansen ganz und gar fremd waren.

„Wie kommt es nur, daß in einer so ganz und gar deutschen Gegend ein Gut einen französischen Namen führt?“ wandte sie sich plötzlich an ihre Nachbarin.

Komtesse Heiligenberg fuhr förmlich zusammen, so sehr war sie in ihre Gedanken versunken gewesen.

„Nun, Monrepos ist kein Gut — wenigstens nicht, was man so darunter versteht,“ kam Graf Hans ihr zu Hilfe. „Es war eine herzogliche Privatdomäne, ehe Herr v. Mettkau es kaufte aus dem Nachlaß des letzten Sprossen der mediatisierten herzoglichen Linie — mein Vater hatte geschwankt, ob er Heiligenberg damit arrondieren sollte, aber er trat zurück, weil er fand, daß die Sache das Geld nicht wert sei, und er zu viel hätte hineinstecken müssen, um sie nutzbar zu machen. Und schließlich — zwei Schlösser in so naher Nachbarschaft zu besitzen, wäre ja auch Unsinn gewesen, und um Monrepos wirtschaftlich zu verwerten, eine Brennerei oder so etwas daraus zu machen, dazu fehlte ihm der nötige Vandalismus. Dies nur in Parenthese, über die historischen Gesichtspunkte wird Sie, gnädiges Fräulein, meine Schwester besser unterrichten können als ich.“

„Ja, ich weiß auch nur, daß Monrepos — das Schloß — von Herzog Karl Ulrich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Jagdschloß erbaut wurde,“ sagte Komtesse Heiligenberg. „Dadurch ist der französische Name hinreichend erklärt, denn welchem deut-

schen Fürsten jener Zeit wäre es eingefallen, seine Lustschlösser deutsch zu nennen? Der Bau ist größer geraten, als es die Finanzen ‚Dorchläuchtings‘ eigentlich vertragen konnten — auch ein Zeichen jener Zeit, denn Monrepos ist kein Schlößchen, sondern ein großes, geräumiges Schloß im prächtigsten Stile der friderizianischen Epoche, und sein Inneres soll ganz dem Äußeren entsprochen haben. Was dazu gehört, ist Wald, Wiesen, Wasser — aus den drei ‚W‘ läßt sich schon etwas machen, aber was es hergab, hat die herzögliche Verwaltung dermaßen ausgesogen, daß man allgemein den Mut bewunderte, mit dem ein Nichtlandwirt, wie Herr v. Mettkau, sich an solch eine Aufgabe wagen konnte.“

„Ist sie gelungen?“ fragte Helianthe interessiert.

Die Komtesse zuckte mit den Achseln und sah ihren Bruder an, und der zuckte auch mit den Achseln und sah zum Fenster hinaus.

„Bestimmtes läßt sich darüber nicht gut sagen,“ murmelte er dann ausweichend.

„Die einen sagen, es mache sich, andere behaupten, es mache sich nicht — na, die Leute reden eben, wie sie sich's denken und wie es so üblich ist unter lieben Nachbarn,“ fuhr die Komtesse fort. „Herr v. Mettkau hat eine Molkerei gegründet, um die Wiesen auszunützen. Ganz gute Idee, nur — das Futter ist nicht gut. Die Wiesen sind zu naß. Er hat sie dann drainieren lassen, was immer ein teurer Spaß ist — ich weiß nicht, ob's viel geholfen hat. Im Teich hat er eine Fischzucht eingerichtet; auch eine gute Idee, nur wollen die einträglichen Fischsorten darin nicht recht gedeihen. Der Wald — er wäre gut, wenn er so wäre, wie er einst einmal sicher gewesen ist; aber es ist fürchterlich darin gewirtschaftet worden von dem letzten Herrn, der

immer Geld brauchte. Mettkau hat ihn wieder angeschont, aber Bäume wachsen eben nicht wie Unkraut oder Spargeln. Na, und inzwischen — im letzten Herbst schon hat er die Waldstreu rechen lassen, wo soll da das Gedeihen eines Waldes herkommen, wenn man ihm die Nahrung nimmt? Er wird die Streu ja für seinen Kuhstall gebraucht haben, aber das beweist doch nur, daß er keine andere kaufen konnte."

„Es kommen für jeden Landwirt Zeiten der Verlegenheit, in denen er sich eben so gut hilft, wie er kann," fiel Graf Hans ein.

„O ja, natürlich. Es sind das alles ja auch nur Vermutungen. Vater interessierte sich für Monrepos, des Waldes wegen, aber er schreckte vor dem zurück, was es darin wieder gutzumachen gab. Schließlich geht es uns auch nicht das mindeste an, ob und wie Herr v. Mettkau mit seinem Wagnis fertig wird."

Helianthe erkannte das schweigend an und drang nicht darauf, mehr landwirtschaftliche Dinge zu erfahren, schon weil sie davon nicht das mindeste verstand.

„Also ein schönes, großes Schloß, ein Rokokoschloß ist Monrepos," sagte sie sinnend. „Wie interessant! Mein Vater hatte eine Schwäche für Rokokoschlösser. Sie wissen, er malte gern seine Damenbildnisse auf dem Hintergrunde eines Rokokopaneels oder einer Terrasse mit zerbröckelnden Statuen oder in einem Rokokosalon. Wir selbst hatten ganz köstliche Möbel aus dieser Epoche. Das heißt — ich habe sie noch, nur sind sie bis auf weiteres verpackt. Ob Monrepos wohl noch die alte Einrichtung hat?"

„Manches wird davon wohl noch da sein; es sollen auch noch einige Bilder vorhanden sein — vielleicht auch das der ‚Frau Heimdal'."

„Frau Heimdal?“ wiederholte Helianthe. „Wer war das?“

„Ach — das war die Freundin des Herzogs Karl Ulrich, der er das Schloß erbaut hat,“ erwiderte Komtesse Heiligenberg mit leichtem Zögern. „Eigentlich hieß sie anders — ihren ursprünglichen Familiennamen kenne ich aber nicht, er ist wohl im Laufe der Jahre verloren gegangen. Sie sang einmal in einer Klosterkirche, die der Herzog mit seinem Besuche beehrte, mit ihrer wunderbar süßen und zu Herzen gehenden Stimme das ‚Agnus Dei‘ und bezauberte ihn so, daß er sie nicht mehr missen mochte. Als ‚Gräfin v. Monrepos‘ wurde sie der allmächtige Stern des herzoglichen Hofes. Man rühmt ihr aber nach, daß sie ihre Macht nicht mißbraucht hat, sie hielt sich im Gegenteil sehr im Hintergrund und zog sich bald ganz in die Stille von Monrepos zurück. Aber sie hatte auch ihre Schwäche — natürlich! Sie schwärmte nämlich für Edelsteine, und diese Leidenschaft kostete dem Lande noch mehr als die glänzenden Feste, aus denen sie sich nichts machte. Der Herzog, der sie wirklich sehr geliebt haben muß, überschüttete sie mit kostbarem Schmuck, und um das Geld dazu zu beschaffen, machte er es wie so viele seiner Kollegen jener Zeit: er verkaufte seine Landeskinder als Soldaten an England. Die Gräfin v. Monrepos soll davon nichts gewußt haben, bis ihr einmal ein Kapuziner, der nach Monrepos kam, den Star gestochen hat. Seitdem siechte die ohnehin zarte Frau dahin und starb in der Blüte ihrer Jahre.“

„Und warum wird sie Frau Heimdal genannt?“ fragte Helianthe, die mit dem größten Interesse zugehört hatte.

„Das ist natürlich auch so ein Beiname,“ erklärte

Komtesse Heiligenberg. „Sie hat ihre Stimme nämlich nicht verrosten lassen, sondern immer viel gesungen, und wenn sie sang, kamen die Leute herbei und hörten ihr unter den Fenstern zu und konnten nicht müde werden, der wunderbaren Stimme zu lauschen. Und weil sie so schön sang, da wurde sie Frau Heimdal genannt, was bekanntlich ‚Nachtigall‘ bedeutet bei uns. Der Sage nach war die Frau Heimdals, des Wächters der Regenbogenbrücke Bifröst, welche Walhall mit der Erde verband, eine Nachtigall.“

„Nun, hab' ich nicht recht, wenn ich sagte, unser Volk ist im Grunde poetisch, und gibt auch poetische Beinamen, wenn es nur der Poesie auch wirklich begegnet?“ rief Graf Hans triumphierend. „Und wenn ich nicht sehr irre, meine ich auch gehört zu haben, daß man Frau Heimdal zuweilen jetzt noch singen hört, oder so etwas Ähnliches — nicht, Hans?“

„Das glauben die Leute steif und fest bei uns,“ bestätigte seine Schwester. „Die Sage geht, daß ihre Seele der vielen um ihrer Leidenschaft für die Edelsteine wegen geopferten Landeskinder keine Ruhe finden kann, und daß sie herumirrt und singen, singen, singen muß. Und wenn jemand eine Gefahr droht, dann singt sie ihr ergreifendes ‚Agnus Dei‘.“

„Wie wundervoll poetisch!“ rief Helianthe begeistert. „Ich möchte wissen, ob wirklich jemand die Frau Heimdal singen gehört hat! Ob so etwas möglich ist!“

„Kann's nicht sagen; es gibt Leute, die darauf schwören, und andere, die's für Unsinn erklären,“ meinte Graf Hans. „Ich selbst habe leider keine Erfahrung im Übernatürlichen. Vielleicht kann Herr oder Frau v. Mettkau nähere Auskunft geben, denn sie sind schließlich doch die nächsten dazu.“ —

Wenn man sich gut unterhält, dann fliegt die Zeit

selbst im Eisenbahnwagen und läßt die allmählich eintretende Abspannung nicht so sehr fühlbar werden. Komtesse Heiligenberg fand jedenfalls keinen Vorwand, das Abteil zu wechseln, weil ihr selbst die Gesellschaft Helianthes angenehm und sympathisch war, und etwaige schwesterliche Gewissensbisse beruhigte sie bei sich mit der etwas unsicheren Voraussetzung, daß Hans doch kein solch Heupferd sein würde, sich ernstlich in das erste beste hübsche Gesicht zu verlieben, das ihm zufällig in den Weg trat.

Auf dieser unsicheren Brücke wiegte sie heiteren Gemüts ihre Sorgen ein.

Als dann die lange Nacht kam, und jedes, in seine Ecke zurückgelehnt, so gut wie möglich zu ruhen versuchte, nachdem man übereinstimmend den Gebrauch des Schlafwagens als den Schrecken aller Schrecken dankend abgelehnt, da wurde es Helianthe Jansen nicht ganz leicht, Schlummer zu finden, denn was sie von ihren neuen Freunden erfahren, war nicht gerade geeignet, sie mit Ruhe ihrem Ziele entgegenfahren zu lassen. Während des Tages war sie nicht recht dazu gekommen, darüber nachzudenken, aber nun fiel es ihr auf einmal doch recht schwer aufs Herz. Sie kam in ein Haus, das von der Nachbarschaft boykottiert war, und unter diesem Banne hatte sie nun auch zu leben, sie, das verwöhnte Töchterlein des berühmten Künstlers, das im Mittelpunkt seines Hauses gestanden, von aller Welt aufgesucht, umschmeichelt, verzogen, wie eine Prinzessin von den ersten Kreisen behandelt worden war! Die vornehmsten, feudalsten Häuser hatten sich ihr geöffnet, als sie allein und verwaist dastand, sie hatte nur zu wählen gehabt.

Daran hatte nicht nur der Künstlerruf ihres Vaters den Löwenanteil, nicht ihre vielbewunderte Schönheit,

nicht vor allem auch ihr Ruf, eine sehr reiche Erbin zu sein, es war auch der Liebreiz ihres Wesens, ihre natürliche, von jeder Laune durchaus freie Liebenswürdigkeit, ihr unwiderstehliches Ich, das ihr die Herzen zufliegen machte.

Ihr Vater in seinem naiven Idealismus hatte es gewiß gut gemeint, als er ihr gerade diesen Vormund gegeben, aber — war's nach allem, was sie eben über ihn gehört, auch der rechte? Professor Jansen ging ja freilich auch so weit, daß er sich der Angegriffenen, Verfemten und gesellschaftlich Geächteten immer annahm, wenn die Rede auf solche Leute kam, und sie nicht da waren, sich selbst zu verteidigen. Gewiß, wo Rauch war, mußte auch Feuer sein, so viel gab er schon zu, aber er meinte, die Umstände müßten doch auch in Betracht gezogen werden, und so mancher tut einen Fall, einen schweren Fall, und kann doch wieder ausgeheilt werden und weitergehen. Und man könnte doch auch nie wissen, was die Schuld trage an solchem Falle. Wenn ein Verhungerter ein Brot stiehlt, so wär's ja vor dem Gesetze und nach den zehn Geboten natürlich ein Vergehen und eine Sünde, aber menschlich dennoch entschuldbar und begreiflich, und man müsse nur eben nach der menschlichen und entschuldbaren Seite solcher Entgleisungen suchen und den Leuten helfen, statt sie gleich auf Lebenszeit zu verurteilen.

Diese menschenfreundliche Auffassung fiel Helianthe ein, und sie versuchte sich im Sinne ihres Vaters darein zu versetzen. Das ward ihr indes so ganz leicht nicht. Sie warf einen Blick hinüber durch das Dämmer des von der verhüllten Lampe nur schwach erleuchteten Abteils in die Ecke, in der Graf Heiligenberg mit geschlossenen Augen lehnte, und es wurde ihr schwer, denken zu sollen, daß dieser Mann, der so gutmütig

aussah, einen Nebenmenschen nur deswegen fallen ließ, weil es die anderen aus irgend einem veralteten, verrosteten Ehrbegriff auch taten, statt ihm im Gegenteil die Hand zu reichen, damit der Gefallene sich wieder aufrichten konnte.

Zwar, sie wußte ja anderseits auch wenig oder gar nichts von diesen Leuten, mit denen der Zufall sie heute erst zusammengeführt, aber sie hatte trotzdem Vertrauen zu ihnen, instinktives Vertrauen, das der Erfahrung oft gleichwertig ist. Graf Heiligenberg sah ihr nicht so aus, als ob er von jemandes Seite weichen könnte, zu dem er einmal gestanden, und seine Schwester erst recht nicht. Trotzdem konnten sie ja in gewissen Punkten natürlich beschränkte Begriffe, Vorurteile haben. Und dann konnte Herr v. Mettkau ja auch noch seine sehr guten Seiten haben, liebenswert in vielen Beziehungen sein. Er konnte die Folgen der schwachen Stunde, die ihn unter seinen Standesgenossen verfemte, mit großer Würde tragen und groß sein in seiner Entsagung.

Gewiß — aber trotzdem und alledem, es war nicht angenehm und leicht, in solch ein Haus zu kommen, das bei der Nachbarschaft verfemt war. Doch es mußte ertragen werden, schon weil dieser Mann der Lebensretter ihres Vaters war. Vielleicht — vielleicht sah man sich doch noch „zufällig“ einmal wieder mit den Nachbarn während der Zeit ihres Besuches.

Helianthe unterdrückte einen leisen Seufzer des Bedauerns, denn dies „vielleicht“ war doch sehr, sehr unbestimmt. Wieder stahl ihr Blick sich hinüber in die Ecke, und siehe da: Graf Heiligenberg hielt den seinigen gar nicht verstohlen, sondern voll und scharf auf sie gerichtet, und die beiden Augenpaare begegneten sich wie durch einen magnetischen Strom verbunden.

Sie machten auch gar nicht den Versuch, sich auszuweichen, diese beiden Augenpaare — sein graues, treuherziges mit dem ruhigen, klaren Blick, ihr dunkles, schwarzblaues, das so frank und frei, so fröhlich und harmlos zugleich Welt und Menschen ansah. Warum hätten sie sich auch ausweichen sollen, wenn sie doch nichts Arges bei sich dachten?

Aber der Zauber, der diese zwei Augenpaare durch die Dämmerung miteinander verband, wurde jäh und sehr prosaisch unterbrochen durch ein sonores und gefühlvolles Schnarchen, das von einem vierten Reisegenossen ausging, der sich in Basel zu ihnen gesellt hatte, einem sehr dicken alten Herrn, der sich nun sein gewohntes nächtliches Konzert leistete, welches das Rasseln des Eilzuges siegreich übertönte.

Helianthe sah, aufgeschreckt, zu dem friedlichen, aber geräuschvollen Schläfer hinüber, und dann trafen sich die beiden Augenpaare wieder, diesmal aber lachend unter Zunahme des elektrischen Stromes, und als in diesem Augenblicke gar die in ihre Ecke bequem zurückgelehnte Komtesse Heiligenberg diskret die Oberstimme des Schnarchkonzertes übernahm, da mußte Helianthe das Taschentuch an ihren Mund pressen, um nicht hell herauszulachen.

„Friede sei ihrem Schlummer!“ murmelte Graf Hans seelenvergnügt; dann erhob er sich vorsichtig und war mit zwei Schritten neben Helianthe.

„Mir scheint, wir können beide nicht schlafen, gnädiges Fräulein,“ flüsterte er gemütlich. „Der Dicke da drüben treibt's auch gar zu kräftig. Und dann, überhaupt — solch lange Nacht verplaudert man wesentlich rascher, als man sie stumm verwacht.“

Helianthe ging gern auf den Vorschlag ein; sie war trotz aller Weltgewandtheit eine sehr harmlose Natur,

die nicht gleich in allem etwas Verfängliches fand, und war auch viel zu frei und selbständig erzogen worden, um irgendwie zimpferlich zu sein. Die Absichtlichkeit und die Unverschämtheit fühlte sie stets instinktiv heraus, wenn sie sich ihr näherten, und dann wurde sie auch „kühl bis ans Herz hinan“; aber fehlte diese Voraussetzung, blieb ihre Harmlosigkeit unerschüttert, entfaltete sie ihren vollsten Liebreiz.

Und so plauderten die beiden leise miteinander unter Begleitung des Schnarchduetts gemütlich und harmlos über Dinge, Menschen und Tiere, wie es so kam, und die ganze Welt hätte dabei zuhören können, ohne daß die böseste Zunge darin etwas gefunden hätte. Sie kamen dabei auch nach und nach zum Persönlichen, wodurch sie gegenseitig voneinander vieles erfuhren, was Interesse für sie hatte.

Als Graf Hans dann zu bemerken glaubte, daß seine reizende Nachbarin müde wurde, da sagte er leise: „So, jetzt ist's aber genug, jetzt wollen wir sehen, ob wir nicht auch ein paar Augen voll Schlaf kriegen, denn sonst haben wir beide morgen einen rechtschaffenen Katzenjammer vor Müdigkeit!“

Damit pirschte er sich leise auf seinen Platz zurück und rückte seiner ahnungslos den Schlaf der Gerechten schlafenden Schwester das etwas verschobene Kissen unter dem Kopfe zurecht. Es lag in der einfachen Handlung etwas, das Helianthe mit der Überzeugung erfüllte, daß sie diesem noch vor wenigen Stunden stockfremden Menschen unbegrenzt vertrauen könnte, daß es einem unendlich wohl in seiner Obhut sein müßte, und damit schloß sie ihre Augen und schlief so ruhig und friedlich, wie man eben nur in einem Eilzuge schlafen kann.

Auch Graf Hans schlief bald danach ein und träumte,

daß er etwas gefunden hätte, was er lang schon vergebens gesucht. Nur was es eigentlich war, hätte er nicht zu sagen vermocht. Aber das tat nichts zur Sache, und die Tatsache blieb, daß er sehr zufrieden damit war.

Und dieses Gefühl hielt auch beim Erwachen sonderbarerweise an. —

Alles nimmt einmal ein Ende, auch eine Reise mit Zugverspätungen. Und so kam denn am folgenden Tage die Stunde heran, wo der „Expreß“ für die Dauer einer Minute auf der Station Neudorf anhielt, um ein kleines Häuflein von Reisenden abzusetzen, das sich aus einigen Kurgästen für das Waldbad zusammensetzte, sowie aus der ganz frisch aussehenden Helianthe Jansen und dem Heiligenberger Geschwisterpaar, für das ein eleganter Dogcart mit ein paar sehr munter aussehenden Juckern bespannt unter den wartenden Wagen hinterm Stationsgebäude bereit stand.

Abschied hatte man vorher schon im Wagen voneinander genommen, herzlichen, warmen Abschied, bei dem Graf Hans seine Schwester erwartungsvoll angesehen. Aber sie bemerkte den Blick nicht oder tat doch wenigstens so, als ob sie ihn nicht bemerkte, und es fiel kein Wort einer Einladung Helianthes nach Heiligenberg; aber als man sich auf dem Bahnsteig noch einmal die Hand gab, da sagte sie: „Auf Wiedersehen!“ zu dem jungen Mädchen.

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte Graf Hans rasch und herzlich und wandte sich dann den Hut ziehend ab, um seiner schon vorausschreitenden Schwester zu folgen, denn eben kam ein Herr auf Helianthe zu, der gleichfalls den Hut zog, und sie erriet, daß dies ihr Vormund, der Herr v. Mettkau auf Monrepos, sein müßte.

„Der Schmalzengel!“ dachte sie unwillkürlich und

konnte dem lächerlichen Beinamen nicht so ganz unrecht geben, wenn er ja auch wesentlich grotesker war, als der ihn trug, eigentlich nur seine Karikatur damit andeutend.

Herr v. Mettkau war mittelgroß und wohlbeleibt, ohne darum auffallend dick zu sein; sein Kopf hatte entschieden etwas von einem alt gewordenen Cherub, wie sie rundwangig, kurz und kraus gelockt in dem Schnitzwerk barocker Kirchenornamente zu Hunderten zu sehen sind. Der kleine, volle Mund mit dem stereotypen Lächeln, kaum beschattet von einem kleinen blonden Schnurrbärtchen, die runden, drolligen Augen, das überkleine Näschen vollendeten den Eindruck, und daß sein kurzes, gelocktes Haar grau war an den Schläfen und bedenkliche Spuren eines beginnenden Mondscheins aufwies, störte den Eindruck nicht im mindesten, weil es überhaupt ein etwas unentschiedenes Aschblond hatte. Im übrigen war er tadellos gekleidet und machte mehr den Eindruck eines Gutsbesitzers, als den eines Offiziers in Zivil.

Er kam nach einem sehr flüchtigen Gruße, den er mit Graf Heiligenberg im Vorüberschreiten wechselte, rasch auf Helianthe zu und streckte ihr mit einem Lächeln, das lauter Grübchen auf seinem runden Gesichte erscheinen ließ und ihm noch mehr das Aussehen eines übergroß geratenen, alten Cherubs gab, beide Hände entgegen.

„Sie sind Fräulein Jansen — nicht?“ rief er mit sehr wohlklingender, ja melodischer Stimme. „Ich habe Sie gleich nach dem Bilde erkannt, das mir Ihr lieber, teurer, verklärter Vater noch kurz vor seinem Tode mit seinem letzten Neujahrsgruß geschickt hat. Willkommen denn in Ihrer wenigstens vorübergehenden Heimat, als welche Sie doch hoffentlich recht, recht lange

mein Haus betrachten werden! Herzlichst willkommen! Wenn meine Frau nicht mitgekommen ist, Sie hier schon willkommen zu heißen, so müssen Sie ihr das nicht übelnehmen, denn die Arme kann mit ihren angegriffenen Augen das grelle Sonnenlicht der Landstraße nicht vertragen. Aber sie erwartet Sie mit Ungeduld daheim — wirklich, sie konnte schon kaum den heutigen Tag erwarten, der Sie uns bringen sollte, Sie, Friedrich Jansens Tochter!“

Wenn die ersten Worte ihres Vormunds Helianthe warm berührt hatten, so wollten die letzten ihr etwas gemacht erscheinen. Sie hatte ein so feines Ohr für die Nuancen der menschlichen Stimme, und es war ihr, als ob eine falsche Note sich hier eingestohlen hätte. Mettkau hatte ja wiederholt geschrieben, daß seine Frau sich auf den Besuch seines Mündels freue, und Helianthe hatte diese Versicherung auch als das aufgefaßt, was es vielleicht auch nur sein sollte: eine konventionelle Höflichkeit, hinter der vielleicht ein Schimmer von Wahrheit steckte, aber diese mündliche Versicherung schien ihr so übertrieben, daß sie vor dem Zuviel unwillkürlich zurücktrat, figürlich gesprochen, denn die gesellschaftliche Form verlangte von ihr den Genuß des derben Brockens ohne Zucken.

„Es ist wirklich sehr gütig von Ihrer Frau Gemahlin, die Unbekannte so freundlich zu erwarten,“ sagte sie daher höflich, aber ohne Enthusiasmus für diesen warmen Empfang. „Mein lieber Vater hat Ihnen durch die Übertragung der Vormundschaft ohnedem schon eine Last auferlegt, die auch mich schwer drückt —“

„Er hat mir durch diese sogenannte Last eine Ehre erwiesen, die ich voll zu würdigen verstehe,“ fiel Herr v. Mettkau ihr ins Wort mit vollendeter Liebenswürdigkeit, in der er, wenn er wollte, immer ein Meister

gewesen war, und sein schönes, musikalisches Organ unterstützte die gewandten Worte entschieden wirkungsvoll. „Aber,“ setzte er wieder ganz grübchenreich lächelnd hinzu, „davon werde ich Sie hoffentlich durch unser Zusammenleben besser überzeugen als durch ein paar Worte. — Sie haben die Reise von Rom in einem Strich gemacht, wie ich aus Ihrem letzten Brief entnahm — eine hübsche Strecke, die selbst Ihre Jugendkraft hart geprüft haben dürfte. Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir ohne Verweilen nach Monrepos. Ihr Gepäck bringt der Wagen nach, der die Milch aus meiner Molkerei für den nächsten Personenzug herbringt; Sie werden nicht lange darauf zu warten brauchen.“

Damit reichte er Helianthe galant den Arm und führte sie zu dem leichten, mit ein paar ganz guten Braunen bespannten Break, das hinter dem Stationsgebäude wartete. Ihr gegenüber Platz nehmend, deckte er die leichte Wagendecke sorgsam über ihre Kniee, rief dem Kutscher „Los!“ zu, und im schlanken Trabe ging es hinein in die sonnige, flache Landschaft, in der das hier noch ganz junge Grün des Frühlings und die blühenden Kirschbäume zu beiden Seiten der Landstraße den stimmungsvollsten Grundton bildeten. Diese nordische Frühlingslandschaft war für Helianthe etwas ganz Neues, Reizvolles, und ihr heller, von der weiten Reise durchaus nicht müder Blick schweifte bewundernd darüber hin, denn ihr Auge war immer in einer viel zu guten Schule gewesen, als daß ihr das Malerische, Intime dieser fremden Gegend hätte entgehen können. Ihre wenn auch nicht gerade geniale, aber doch immerhin über den Durchschnitt hinausgehende Begabung für die Landschaftsmalerei war selbstredend aufs sorgfältigste ausgebildet worden: sie hatte vor allem sehen gelernt, und was daher den meisten nichts anderes

war als weite, grüne Saatfelder, Wiesen, Bäume und Sträucher, das wurde ihr zum Bilde, stimmungsvoll getönt durch die herrschende Beleuchtung.

Aber während ihr Blick über die neue, fremde Gegend schweifte, empfand sie, wie es sensitiven Naturen oft zu gehen pflegt, daß ihr Gegenüber sie scharf und aufmerksam musterte. Sie zwang sich, zu tun, als ob sie sich dessen unbewußt blieb, aber sie konnte nicht verhindern, daß ihr die Röte unter diesem Eindruck in die Wangen stieg, und als das Gefühl ihr endlich unerträglich wurde, wandte sie plötzlich den Kopf und sah Herrn v. Mettkau voll an; wenn auch sein altes Cherubsgesicht im Augenblick alle seine Grübchen zeigte, sein kleiner, weichlicher Mund sie anlächelte und seine drolligen runden Augen die reinste Unschuld strahlten, so war's ihr doch, als hätte sie eben noch gesehen, daß diese Augen sie hart und unbarmherzig gemustert, daß um seinen kleinen, vollen Mund ein Zug von Grausamkeit gelegen hatte.

„Einbildung!" sagte sie sich selbst sofort, denn wie hätte denn dieses Gesicht einen solchen Ausdruck zeigen können? Unmöglich!

„Das ist ein Sprung, nicht wahr, aus den römischen Villeggiaturen und aus der Campagna in den nüchternen Norden?" fragte er strahlend. „Ich bin neugierig, wie Sie sich damit zurechtfinden werden, liebes Fräulein Jansen — oder darf ich als väterlicher Freund, Vormund und Stütze Ihrer Jugend Helianthe sagen?"

„O ja — natürlich — ich bitte darum," erwiderte sie freundlich. Warum sollte ihr Vormund sie nicht beim Vornamen nennen, wie es ihre Freunde daheim auch taten. Das war eigentlich ganz natürlich. Dennoch aber empfand sie ein leises, ganz leises Unbehagen

dabei, wie eine allzu große Gleichstellung mit — nun ja, mit dem Hause, das von seinen Nachbarn boykottiert war. Sie schalt sich selbst dafür sofort kleinlich und beeinflußt, aber was half's? Das Gefühl war da.

„Ich finde Ihren Norden sehr reizvoll so im vollen Frühlingsschmuck," setzte sie hastig hinzu, trotzdem er die Erlaubnis nur mit einer lächelnden Verbeugung quittiert hatte. „Eben die gänzliche Verschiedenheit des Bildes macht seinen Reiz."

„Da spricht die Künstlernatur aus Ihnen," entgegnete er mit einer Kopfbewegung, mit der er immer seine größten Eroberungen gemacht, mit der er seine tollsten Streiche ehedem allzeit wirkungsvoll zu entschuldigen vermocht hatte, eine Bewegung, die seinem Typus dereinst zu einer berühmten Unwiderstehlichkeit verholfen und die ihn heute noch kleidete. „Variatio delectat, sagt der Lateiner, und er hat recht. Nur mit dem Unterschiede, daß man auf die Dauer auch das satt bekommt. Wie alles im Leben. Ja, wenn's hier grünt und blüht wie jetzt im Mai! Monrepos ist dann wirklich malerisch. Ich freue mich darauf, es Ihnen zeigen zu können. Nur freilich ist sein Glanz etwas verblichen, und ich fürchte, Sie werden es manchmal herzlich langweilig bei uns finden. Wir müssen aber der Gesundheit meiner Frau wegen so zurückgezogen leben und —"

Er hielt inne, und seine runden, drolligen Augen richteten sich forschend dabei auf Helianthe.

Aber diese hielt den Blick ruhig aus, und wenn sie auch dachte: „Aha! Das also ist seine Darstellung!" so war sie doch viel zu viel in Gesellschaft gewesen, um irgendwelche Bewegung zu machen, die einen Zweifel hätte ausdrücken können. Sie sagte nur: „Es tut mir sehr leid, daß Frau v. Mettkau so wenig

wohl ist. Wenn nur meine Anwesenheit keine Störung hervorruft!“

„Im Gegenteil, ich hoffe das Beste für sie von Ihrer Gesellschaft,“ beeilte sich Herr v. Mettkau zu versichern. „Ihre Jugend wird meiner Frau die beste Medizin sein, wird ihr ungemein wohltun. Vielleicht bringt man sie unter diesem Einfluß etwas mehr aus ihren vier Pfählen heraus, denn das Einsiedlerleben macht wunderlich. Übrigens — ich sah Sie vorhin mit unseren nächsten Nachbarn, den Heiligenbergs, aus dem Zuge steigen und sich von ihnen verabschieden — kennen Sie die Herrschaften schon lange?“

Die Frage war harmlos genug, aber der Ton hatte dabei etwas Lauerndes, das Helianthe indes diesmal ganz entging.

„Nein, wir haben uns erst unterwegs kennen gelernt,“ erwiderte sie unbefangen. „Wir sind von Mailand aus zusammen gereist — denken Sie nur, Herr v. Mettkau, daß mein Vater das Porträt der verstorbenen Gräfin gemalt hat, als sie noch Komtesse Achern hieß!“

„Wirklich? Wie wunderbare Beziehungen man oft zu den Leuten hat! — Aber Sie müssen mich nicht Herr v. Mettkau nennen, sonst darf ich ja nicht Helianthe zu Ihnen sagen. Wie, wenn Sie mich zum Beispiel zu Ihrem Wahlonkel ernennen würden? Der Titel ‚Onkel‘ ist ein so hübscher und gemütlich klingender Lückenbüßer, wenn man nicht weiß, wie man einen so alten Knaben, wie ich einer bin, nennen soll. Onkel Mettkau, oder besser noch Onkel Lupold — Gott, 's wird mir ganz wohlig bei dem Gedanken, daß mich wieder mal ein so süßes, kleines Mädchen so rufen könnte, wie damals, da ich als Onkel Lupold mir erlauben durfte, dem jungen Nachwuchs im Ballsaale Bonbons zu schenken.“

Helianthe lachte, was sie noch zehnmal reizender machte, denn Herr v. Mettkau brachte, was er gesagt, mit einer solchen Drollerie heraus, daß sie ihm ordentlich gut wurde. Was bei einem anderen und noch dazu bei einem ihr so Fremden mit einem anderen Ton vielleicht arrogant, wenn nicht gar unverschämt geklungen hätte, das kam bei ihm so heraus, daß es die zimpferlichste Zierpuppe nicht hätte übelnehmen können. Und das war ja auch mit sein Unglück gewesen, daß man dem „Schmalzengel“ nichts übelnehmen konnte, weil er das ungeschriebene Privilegium jenes Häufleins Sterblicher besaß, das tun und sagen kann, was es will.

„Also!“ rief sie und reichte ihm die Hand. „Für Bonbons bin ich nämlich auch noch nicht ganz unempfänglich — dem Onkel Lupold zur gefälligen Kenntnisnahme!“

Eigentlich hatte Helianthe nicht beabsichtigt, sich auf diesen Fuß mit ihrem Vormund von vornherein zu stellen; sie hatte sich vorgenommen, etwas zurückhaltend zu bleiben, um sich nicht von vornherein gleich mit dem Hause zu identifizieren, aber die Ereignisse sind oft stärker als unser Vorhaben.

„Der Onkel Lupold wird sich's hinter beide Ohren schreiben,“ versicherte er, die ihm gereichte schöne, schlanke Hand im grauen Schwedenhandschuh drückend, wie es auch eine der „Spezialitäten“ des „Schmalzengels“ war, mit denen er dereinst sein gefährliches Don-Juan-Handwerk betrieben. „Nein, was bin ich doch für ein Glückspilz, daß ich eine Mündel habe, die mich alten Kerl gleich so nett zu nehmen weiß! Denn sehen Sie, darauf beruht doch schließlich die Möglichkeit eines gedeihlichen und erquicklichen Zusammenlebens, daß man gegenseitig seine Indivi-

dualität gelten läßt. Ich hab's nämlich immer noch nicht gelernt, nicht gleich mit allem herauszuplatzen, was ich denke, schlechte Gewohnheit das — na, man muß halt nun mal so verknust werden, wie einen der liebe Herrgott geschaffen hat. — Nein, daß Sie mit den Heiligenbergs gereist sind! Wie waren sie denn? Der ‚Hans', wie die Komtesse hier allgemein genannt wird, steht in dem Rufe, höllisch hochmütig zu sein, und der ‚Dampfpflug' — das ist der Graf, ist zwar ein großer Rennreiter vor dem Herrn, aber sonst gerade kein Licht. Sie spielen die führende Rolle hier im Kreise, die Heiligenbergs, und wozu sie ihren Segen geben, dazu sagt alles Amen. Wir haben uns bis jetzt nirgends hier bekannt gemacht und auch nicht die landesüblichen Visiten geschnitten — der Gesundheit meiner Frau wegen, die einen Verkehr ja doch nicht zuläßt. Komtesse Heiligenberg hat zwar meine Frau gekannt, als diese noch Hofdame war, und wenn sie sonst gewollt hätte, wäre es schon gegangen, daß sie die Initiative ergreifen konnte, aber nur ums Himmels willen nicht vom vorgeschriebenen Wege abweichen, das ist hier im Kreise nicht Sitte! Man kann's ja aber auch so auffassen, daß die Komtesse als Jüngere sich der älteren Frau gegenüber nicht aufdrängen wollte. Aber leben und leben lassen, das ist mein Grundsatz. Und wenn die Heiligenbergs unterwegs nett zu Ihnen waren —"

„O, sehr nett sind sie sogar gewesen," erwiderte Helianthe.

„Na, also," machte Herr v. Mettkau strahlend. „Aber wie könnte man auch anders als nett zu Ihnen sein? Faktisch, ich wüßte gar nicht, wie man das machen sollte! Sie haben jedenfalls auch eine sehr warme Einladung nach Heiligenberg bekommen?"

„Nein. Wie kämen sie, käme ich denn auch dazu?

Man ladet sich doch nicht gleich jeden Fremden ein, den man unterwegs trifft?“ sagte Helianthe.

„Nun, so unnatürlich wäre es am Ende nicht gewesen, wenn man Sie eingeladen hätte,“ widersprach Mettkau. „Sie sind doch auch nicht ‚Jede‘. Ich nehme an, daß Sie sich gegenseitig vorgestellt haben. Oder haben Sie auf der Station erst zufällig entdeckt, daß Sie alle dasselbe Ziel hatten?“

„Nein, das hatten wir schon früher entdeckt,“ entgegnete Helianthe ruhig. — „O, wie hübsch! Welch schöner, schöner Wald!“ rief sie, froh, ein anderes Thema gefunden zu haben, als der Wagen in den Wald einfuhr, dem er sich durch die lange Kirschbaumallee genähert. „Und ein Laubwald obendrein! Ich dachte, hier im Norden gäbe es nur Tannen!“

„Nicht doch, gerade Eichen und Buchen sind unsere Bäume hier,“ sagte Mettkau. — „So — also da wußten die Heiligenbergs auch, wohin Sie reisten!“ fuhr er in dem ihm sichtlich sehr interessanten Thema fort.

Da es keine direkte Frage war, so glaubte Helianthe sich der Antwort entraten zu dürfen. „Gehört dieser Wald zu Monrepos?“ fragte sie statt dessen.

Da Mettkau sah, daß Helianthe das Thema Heiligenberg entweder zu wenig interessant fand oder — zu sehr, denn daraus wurde er noch nicht ganz klug, so ließ er es fallen und erklärte, daß dieser Teil des vorzüglich bestandenen Waldes noch fiskalisch sei.

Auf alle Fälle war die Fahrt durch das frische Grün, in welchem das noch leuchtende junge Rostrot der Blutbuchen köstliche Farbenmischungen hervorbrachte, gehoben durch die weißen Stämme verstreuter Birken, wundervoll wohltuend und erfrischend nach der langen Reise im engen Eisenbahnwagen, und Helianthe bedauerte es fast, als der Wald wieder hinter ihnen lag.

Aber die Fahrt durch eine grüne Wiesenstrecke nahm rasch ein Ende, denn der Wagen bog in einen anderen Wald ein, den Mettkau als zu Monrepos gehörig erklärte, und nach einer scharfen Wendung lag das Schloß vor ihnen, mitten im Grünen: ein weißer, stuckverzierter Bau im Barockstil mit weitausladender Freitreppe, die bis zum ersten über dem hohen Souterrain gelegenen Stockwerk hinaufführte. Über diesem erhob sich noch ein zweites, und zierliche Mansarden mit Ochsenaugenfenstern, zwischen denen auf verschnörkelten Postamenten Pikörstatuen, auf Jagdhörnern blasend, standen, krönten den reichen, geräumigen Bau.

Man erwartete förmlich, auf der Terrasse oberhalb der Treppe eine Gruppe gepuderter Jäger und Jägerinnen in grünsamtenen, goldgestickten Kleidern und scharlachroten Westen stehen zu sehen, und die Meute ungeduldig bellen zu hören.

Helianthe gab dieser Erwartung auch Ausdruck, indem sie bedauernd hinzufügte, wie schade es wäre, daß ihr Vater dies Rokokoidyll mitten im Walde nie zu sehen bekommen hätte. „Ich glaub's schon," meinte sie unbedacht, „daß Sie hier keine Gesellschaft brauchen. Hier kann man die Zeit verträumen, ohne die Banausen zu vermissen, die doch keinen Sinn haben für die Poesie des Ortes."

„Na, na," lächelte Mettkau, während seine Augen sich mit einem plötzlichen, harten Ausdruck auf die Terrasse hefteten, vor der sie eben vorfuhren, „jede Medaille hat ihre Kehrseite, und manchmal sind selbst Banausen besser wie niemand. Inzwischen aber: nochmals willkommen in Monrepos!"

Als der Wagen hielt, erschien oben auf der Treppe ein Diener in dunkler und wenn auch nicht eleganter,

so doch anständiger Livree und eilte herab, um beim Aussteigen behilflich zu sein.

„Ist meiner Frau gemeldet, daß der Wagen da ist?“ rief ihm der Schloßherr zu.

„Zu Befehl,“ erwiderte der Diener.

Mettkau sprang aus dem Break und reichte Helianthe den Arm, um sie die Treppe hinaufzuführen, die er langsam, aber fortwährend plaudernd mit ihr emporschritt, so langsam, daß es ihr schien, als wollte er dies Geschäft so lange als möglich hinziehen. Oben angelangt, wendete er sich um und zeigte Helianthe umständlich die baumumsäumte Rasenanlage vor dem Schlosse mit ihren Blumenrabatten, auf denen es indes nur spärlich blühte.

„Ich habe Sorge getragen, daß dem Charakter nichts durch moderne Blumen genommen wird,“ erklärte er. „Malven, Lilien, Phlox, Monatrosen, Goldlack, Levkojen und Tulpen werden hier für Sie blühen, wie sie vor hundert Jahren schon geblüht. Diese altmodischen Blumen gehören zum Stil wie die verschnittenen Taxushecken, die den Fahrweg einfassen. Etwas Modernes wäre hier Barbarei — geradezu Barbarei. Finden Sie nicht auch?“

Helianthe fand das ganz entschieden, aber — worauf wartete er denn nur, daß er vor der Haustür so lange zögerte? Sie kam doch schließlich von einer so weiten Reise, daß die Blumen und der Stil noch ganz gut hätten warten können, um ihr vorgestellt zu werden. Wartete er auf seine Frau? Lieber Himmel, Frau v. Mettkau war wahrscheinlich gerade beschäftigt und konnte doch nicht fliegen, sie zu begrüßen, und sie wäre die letzte gewesen, zu erwarten, daß ihre noch unbekannte Wirtin womöglich schon oben auf der Treppe aufgebaut stand, um den Gast zu empfangen.

Nachdem noch der Schnitt der Taxushecken mit ihrer grotesken, regenschirmartigen Krönung sattsam erklärt war, führte Mettkau Helianthe endlich durch die offene Flügeltür in die weite Vorhalle, die zwar sehr reich mit Stuck verziert war und ein farbenprächtiges Deckenbild, die Jagd der Diana, aufwies, sonst aber ziemlich leer war. Auch hier zögerte er wieder lange, wozu die Erklärung des Gemäldes den Vorwand bot.

In der selbst am heutigen warmen Tage recht kühlen Halle fühlte Helianthe plötzlich, daß sie müde war, und das melodische Organ ihres Vormunds, das er augenscheinlich besonders anstrengte, schallte und hallte in dem großen, leeren Raume nervenangreifend. Nun fiel es ihr doch auf, daß die Hausfrau immer noch nicht kam. Wenn sie wirklich so ungeduldig war, ihren Gast zu begrüßen, wie Mettkau wiederholt und eindringlich versichert hatte, so wußte sie diesem Gefühl entschieden Zügel anzulegen, denn man hatte nun doch lange genug herumgestanden, um jemand selbst aus dem entferntesten Teil des großen Hauses herbeizubringen, auch wenn er nicht gewußt hätte, daß der Gast schon angelangt war. Helianthe begriff ganz gut, daß Mettkau seiner Frau Zeit lassen wollte, die Absicht war jetzt wirklich zu deutlich geworden, um mißverstanden zu werden, aber wenn sie nun einmal nicht kam, sollte er doch nun endlich Schluß machen.

Und die Hausherrin kam nicht. Die Grazie in der Stellung jeder die Göttin Diana begleitenden Nymphe war erschöpfend erklärt, und Helianthe fing an, vor Abgespanntheit derart zu frösteln, daß sie einen leichten Schauer nicht unterdrücken konnte.

„Ich alter Egoist stehe da und schwatze, während Sie müde sind!“ rief Mettkau, der nicht umhin konnte,

den Schauer, der sie durchrieselte, zu bemerken. „Das kommt davon, wenn man mal eines kunstverständigen Gemütes habhaft wird, das doch begreift, was es sieht! Wie müde Sie sein müssen, arme Kleine! Ja, wo bleibt denn nur meine Frau? Sie war doch schon so ungeduldig und konnte Ihre Ankunft kaum erwarten! Es wird ihr doch nicht etwas zugestoßen sein? Kommen Sie, Ihre Seele wird nach einer Tasse Tee verlangen —“

Damit führte er Helianthe quer durch die Halle nach einer Tür neben dem Eingang und trat mit ihr in einen großen Salon, dessen moderne Einrichtung sich in dem Raume einigermaßen verlor, der aber doch entschieden wohnlich war. Hier stand ein Teetisch gedeckt in der Mitte, und aus einem Sessel am Fenster erhob sich bei ihrem Eintritt eine große, ja übergroße und überschlanke Frauengestalt in sehr einfacher dunkler Toilette und trat ihnen langsam, fast zögernd entgegen.

„Ah — da ist ja meine Frau!“ rief Mettkau überlaut. „Hat man dir den Wagen nicht gemeldet, Hedwig? Oder warst du am Ende gar eingeschlafen? — Wetten wir, daß sie ein ‚Nickerchen‘ gemacht hat? Na, das passiert in den besten Familien! — Hier bringe ich dir also unseren lieben Gast, mein Mündelchen, auf das ich stolz bin, des großen Friedrich Jansen Herzblatt, das uns anvertraut wurde! Da ist sie! Sieht sie nicht aus wie der leibhaftige Maisonnenschein selbst?“

Helianthe hatte unter diesem Wortschwall Zeit, Frau v. Mettkau anzusehen, die mit herabhängenden Händen dastand wie eine Statue und keine Miene verzog. Sie mußte in ihrer Jugend gewiß schön gewesen sein, aber ihr statuenhaft unbewegliches Gesicht

mit jenen regelmäßigen Zügen, die leicht etwas Langweiliges haben können, wenn der Geist sie nicht belebt, hatten etwas Hartes, Unnahbares, der Mund war hochmütig herabgezogen und war von Linien umgeben, die von schweren Kämpfen und Leiden ein stummes, aber nur zu beredtes Zeugnis ablegten. Auf der tadellosen, schön gebogenen Nase trug sie eine Brille mit enormen schwarzen Gläsern, welche die Augen, die das Gesicht vielleicht in irgend einer Weise belebten, total verdeckten.

Helianthe übersah das alles mit einem Blick und fühlte es, daß ihre Wirtin sie durchaus ohne den Enthusiasmus empfing, den ihr Gatte ihr aufredete.

Da Frau v. Mettkau auf halbem Wege stehen blieb, so machte sie ihren Arm aus dem ihres Vormundes frei, trat auf die Hausherrin zu, machte ihr eine tadellose Verbeugung und sagte in ihrer gewinnenden Weise: „Sie sind so gütig gewesen, gnädige Frau, mich in Ihr Haus einzuladen. Gestatten Sie mir, Ihnen heute schon dafür meinen Dank sagen zu dürfen."

„Guten Tag, Fräulein Jansen!" erwiderte Frau v. Mettkau kurz, hart und trocken. „Haben Sie eine gute Reise gehabt?"

Ohne die Antwort abzuwarten, wendete sie sich dem Teetisch zu und begann den Tee einzugießen.

„Nun," dachte Helianthe verblüfft, indem die Röte ihr in das Gesicht stieg, „das ist eine Frau, die ihre ‚Freude' auf sonderbare Weise äußert." Sie blickte ihren Vormund verstohlen an, aber der hatte sich halb abgewendet, und keinenfalls tat er so, als fiele ihm der eisige Empfang seiner Frau irgendwie auf.

„Ja, ja, die Jugend, die Jugend!" rief er. „Das reist von Rom nach dem deutschen Norden in einem Strich und ist so frisch wie ein Fisch im Wasser! O

goldne Zeit, o sel'ge Zeit — wie bist du nah', wie bist du weit!" sang er mit seinen schmelzendsten, melodischesten Tönen, um ohne Pause fortzufahren: „Aber wollen Sie nicht wenigstens Ihren Mantel ablegen, liebe Helianthe? Meine Frau wird Sie nun auf Ihr Zimmer führen, damit Sie vor dem Abendbrot noch etwas ruhen können. Was nehmen Sie? Kuchen? Sandwich? — Beides, rate ich Ihnen. Prüfet alles und das Beste behaltet, so steht's geschrieben."

Wenn Mettkau beabsichtigt hatte, eine womöglich eintretende Pause auszufüllen, so hatte er wenigstens das damit erreicht, daß Helianthe sich während seiner Worte wieder zurechtfinden konnte. Sie nahm die ihr von Frau v. Mettkau gereichte Tasse Tee mit verbindlichem Danke entgegen und sagte, als ihr Vormund Atem schöpfte: „Das tut wohl nach solch langer Fahrt, zu wissen, daß man am Ziel ist. Es hat mich freudig überrascht, gnädige Frau, hier bei Ihnen noch einmal diese volle Frühlingspracht zu finden, denn in Rom waren wir schon beim Sommer angelangt."

„Der Frühling ist hier bei uns die unangenehmste und unsicherste Jahreszeit," bemerkte Frau v. Mettkau unliebenswürdig. „Sie hätten besser getan, zu bleiben, wo Sie waren."

Helianthe richtete sich gerade auf. „In der Tat," erwiderte sie innerlich verletzt und empört, äußerlich aber ganz ruhig und gelassen. „Ich hätte gewiß auch nicht daran gedacht, herzukommen, wenn Herr v. Mettkau meine Anwesenheit hier nicht so dringend gewünscht und mit Ihrer so sehr liebenswürdigen Einladung unterstützt hätte, gnädige Frau. Ich scheine das freilich falsch aufgefaßt zu haben, was sich ja aber leicht wieder gutmachen läßt —"

„Tatatata!" fiel Mettkau mit einem Lachen ein,

als amüsiere er sich köstlich. „Meiner Frau ist immer die Gabe des richtigen Ausdrucks ihrer Gefühle versagt gewesen. Sie müssen sie weder tragisch noch ernst nehmen, liebe Helianthe. Es ist meine Schuld. Ich hätte Sie auf diese Eigentümlichkeit vorbereiten sollen, denn im Grunde ist sie nämlich begeistert von Ihrem Besuch. Ja, glauben Sie mir nur! Ich kenne doch meine Hedwig und stehe gut für sie. Es kommt nur alles immer so komisch bei ihr heraus. Hat aber nichts zu sagen, gar nichts! — Nicht wahr, Hedwig?"

„Nein — es hat nichts zu sagen," wiederholte Frau v. Mettkau laut, hart und bitter.

Helianthe antwortete nichts. Sollte das eine Entschuldigung sein? Oder war die Frau nicht recht bei Verstand? Dann war ja aber Mettkau ein schwer zu beklagender Mann. Sie wußte wirklich nicht, was sie denken sollte, und fühlte nur plötzlich das Bedürfnis nach Ruhe, nach Alleinsein, um überlegen zu können, in welcher Lage sie sich befand, und was ihr dabei zu tun übrig blieb.

Sie trank daher rasch ihren Tee aus und sagte, sich erhebend: „Wenn Sie mir erlauben, ziehe ich mich jetzt etwas zurück —"

„Ja, tun Sie das," fiel Mettkau in eifriger, herzlicher Fürsorge ein. „Ihr Wunsch ist ein so natürlicher, denn wenn man die rollende Achse nicht mehr unter sich spürt, dann weiß man erst, wie müde man ist — kenne das aus Erfahrung. Ich fürchte nur, Ihr Gepäck ist noch nicht angekommen. — Nun, es wird nicht mehr lange ausbleiben. — Hedwig, willst du Fräulein Jansen in ihr Zimmer bringen?"

Frau v. Mettkau antwortete nicht; sie war mit dem Spirituslämpchen der Teemaschine beschäftigt und schien die Frage dabei total überhört zu haben.

„Hedwig, ich frage dich, ob du Fräulein Jansen in ihr Zimmer führen willst!“ wiederholte er mit dem gleichen liebenswürdigen Lächeln wie vorher, mit demselben verbindlichen Tonfall seines einschmeichelnden Organs.

Jetzt erhob seine Frau den Kopf, und Helianthe sah, daß zwei rote, abgezirkelte Flecken auf ihren schmalen, blassen Wangen brannten. „Ich glaube dir schon gesagt zu haben, daß ich Fräulein Jansen nicht in dieses Zimmer führen werde,“ sagte sie leise, aber deutlich.

Mettkau neigte seinen Kopf mit vollendeter Höflichkeit gegen seine Frau und reichte Helianthe dann seinen Arm. „So nehmen Sie mit mir fürlieb,“ bat er mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt. — „Verzeih, liebe Hedwig — ich hatte wirklich vergessen, das heißt, ich hatte es eigentlich nicht für möglich gehalten, daß du deine merkwürdige Antipathie nicht für einen Moment überwinden könntest. — Meine Frau,“ sagte er, wieder zu Helianthe gewendet, mit einem gutmütigen Lachen, „meine Frau hat nämlich ein Vorurteil gegen Ihr Zimmer, das schönste im ganzen Hause, das ich aus diesem Grunde eigens für Sie ausgesucht habe. Ich bin überzeugt, daß der Raum Sie begeistern wird, wie er Ihren Vater begeistert haben würde. Und fragen Sie meine gute Frau, warum sie dieses Vorurteil hat, sie wird Ihnen das sicherlich nicht sagen können. Nicht wahr, Hedwig?“

„Nein, das würde ich Fräulein Jansen sicherlich nicht sagen können,“ wiederholte Frau v. Mettkau langsam, laut und deutlich, wie mechanisch, aber Helianthe hatte das Gefühl, als läge eine besondere Meinung in den nachgesprochenen Worten, eine Meinung, zu subtil und ungreifbar, um sie zu erfassen.

„Da haben Sie's!" rief Mettkau mit einem Lachen, das nicht ganz natürlich klang. „So sind die Frauen: Launen haben sie, aber wenn sie Gründe dafür angeben sollen, dann müssen sie ihre Unzulänglichkeit eingestehen. Ohne Ihrem Geschlecht zu nahe treten zu wollen, liebe Helianthe — so sind die Frauen alle. Oder können Sie's leugnen?"

„Vielleicht ein Teil davon," erwiderte Helianthe lachend. „Aber die Männer werden wohl auch nicht anders sein, wenigstens viele. Man hat wirklich oft Gefühle, Empfindungen, Abneigungen, die man sich nicht erklären und folglich dafür auch keine Gründe ins Gefecht führen kann. Ich kenne auch Räume, die ich nicht leiden mag, in denen ich mich ungemütlich fühle."

„Ja, wenn Sie meine Frau auch noch in ihren Vorurteilen unterstützen, dann bin ich armer Teufel ja ganz vor die Tür gesetzt," rief Mettkau mit drolliger Verzweiflung. — „Aber nun kommen Sie und sehen Sie selbst, ob das Paradepferd unseres Hauses diese Abneigung verdient!"

Damit führte er Helianthe durch die Halle und dann auf der breiten, auf halber Höhe ein Knie bildenden Treppe zum oberen Stockwerk hinauf.

Unterwegs sagte er vertraulich: „Bitte, bitte, tragen Sie meiner armen Frau ihre scheinbare Schroffheit nicht nach. Sie ist diesen Anfällen durch ihr Leiden unterworfen. Sie kann oft tagelang kein Wort sprechen, und wenn sie zum Reden gezwungen wird, dann kommt oft direkt unfreundlich heraus, was sie ganz anders empfindet. Diese — hm — Anfälle kommen ganz plötzlich über sie und gehen oft in ein paar Stunden wieder vorüber. Ich hätte Ihnen das vorher sagen, es Ihnen vielleicht sogar schreiben

sollen. Aber man hat in gewissen Dingen, besonders wenn sie Angehörige betreffen, oft eine sicherlich falsch angebrachte, unglückliche Zurückhaltung, man will Dinge nicht preisgeben, an denen man selbst so schwer trägt. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen können?“

„O doch, ja gewiß!“ versicherte Helianthe hastig, vollkommen versöhnt und mit reinstem Mitgefühl nicht allein für den Mann, der ihr schrecklich leid tat, sondern auch für die Kranke selbst, die vielleicht am allermeisten darunter litt. Daher also dieser Zug um den Mund der armen Frau! „Sie hätten mich wirklich vorbereiten sollen,“ setzte sie herzlich hinzu. „Ich hätte mich dann nicht hinreißen lassen, mich verletzt zu zeigen.“

„Sie sind die Güte und Nachsicht selbst!“ erwiderte Mettkau, Helianthes Hand drückend. „Ja, es war mein Fehler — aber nun Sie wissen, werden Sie nachsichtig sein, nicht wahr? Alles verstehen, heißt ja alles vergeben.“

„Ich werd's wenigstens versuchen,“ versicherte Helianthe ehrlich.

Sie waren unterdes im oberen Stockwerk angelangt, und Mettkau führte seinen Gast nun einen breiten Korridor an zu beiden Seiten verschlossenen Türen vorbei bis fast an das Ende.

Hier machte er eine der breiten Flügeltüren weit auf und sagte, Helianthe den Vortritt lassend: „Wir sind am Ziel. Dies ist das Zimmer, das ich Ihnen in hoffentlich richtiger Erkenntnis Ihres Sinnes für das Malerische aus unserem Überfluß an Raum ausgesucht habe. Und nun sagen Sie selbst, ob es die Abneigung meiner Frau verdient.“

„Ach wie reizend!“ war der erste Ausruf, den Helianthe, erwartungsvoll und neugierig nähertretend,

tat, und zwar mit vollem Rechte. Groß, so groß, daß man es eher einen Saal nennen konnte, war dieses Zimmer, hell, heiter, luftig, die hohe, gekehlte Decke zeigte in stuckumrahmten Kartuschen rosenbekränzte, rosenstreuende Amoretten in sonnigen Wölkchen sich tummelnd, die Wände, an zwei Seiten durch hohe, in weiß-goldlackiertem Rahmenwerk gefaßte Fenster unterbrochen, waren gleichfalls reich mit Stuckwerk im elegantesten Rokokogeschmack verziert, die Paneele darin mit Rosengirlanden bemalt, die weiß-goldlackierten Möbel mit weiß-grüngestreiftem, mit Rosenmuster broschiertem Damast überzogen, der freilich wohl Spuren des Alters zeigte, aber doch wundervoll „echt“ war. Das Bett stand mit dem Kopfende gegen die fensterlose Schmalwand dieses Eckzimmers unter einem Baldachin von weißem Musselin, der zwar frisch und modern, aber darum doch recht wirkungsvoll war, in der Ecke zwischen den Fenstern lud ein reizender kleiner Schreibtisch mit aufgeklappter Platte zum Schreiben ein. Die lange Wand neben der Eingangstür hatte in der Mitte einen Kamin mit reichvergoldetem Stuckmantel, dessen Karyatiden lachende, pausbäckige Amoretten waren, und darüber hing in schmalem, aber graziösem goldenen Rahmen das lebensgroße Porträt einer Dame in Reifrock und Puder.

„Und dieses wonnige, entzückende Zimmer soll mein sein?“ rief Helianthe in ehrlicher, reinster Begeisterung. „Nein, es ist wirklich zu gut und lieb von Ihnen, mich gerade hier einzuquartieren! Das ist doch sicher noch die alte, ursprüngliche Einrichtung — nicht? Und der Fliederduft und die Sonne, die zu den Fenstern hereinkommt — nein, was ist das doch für ein herrlicher Raum!“

„Ich wußt' es ja, daß das etwas für Sie ist!“ sagte Mettkau liebenswürdig. „Ja, diese Möbel haben wir hier vorgefunden und mit dem Hause übernommen. Nur das Bett ist modern, wie Ihr geübtes Auge selbst sehen wird, aber ich hoffe, daß es diesen Fehler durch größere Bequemlichkeit aufwiegen wird. Die Fresken sind natürlich, wie unten in der Halle, alt, das heißt, sie stammen aus der Epoche der Erbauung von Monrepos. Einige gute Bilder hatte man schon vor meiner Übernahme des Besitzes entfernt — leider, aber dieses Bild hier hat man mir mit überlassen, ob deshalb, weil es in dem Stuckrahmen niet- und nagelfest eingelassen ist, oder weil man sich an zuständiger Stelle nichts aus der Persönlichkeit machte, weiß ich nicht, kurz, man ließ es eben, wo es war, trotzdem es, soweit ich mir ein Urteil darüber anmaßen möchte, scheinen will, als ob die Malerei eine recht gute wäre. Es stellt die — hm — die Freundin des Erbauers dieses Schlosses dar, die hier als Gräfin v. Monrepos gelebt hat.“

„Frau Heimdal?“ rief Helianthe und trat lebhaft vor das Bild hin.

„Woher wissen Sie diesen — diesen Namen?“ fragte Mettkau überrascht.

„Komtesse Heiligenberg hat mir von ihr erzählt,“ erwiderte Helianthe, die Augen auf dem Bilde ruhen lassend. „Als die Herrschaften hörten, daß Monrepos mein Ziel wäre, da erzählten sie mir die Geschichte des Schlosses. Es hat mich sehr interessiert. Also das ist Frau Heimdal! Wie lieblich muß sie gewesen sein! Schade, daß man so wenig von ihren Augen sieht! Ich mag es gern, wenn einen die Bilder ansehen. Recht gut scheint Ihnen das Bild? Es ist ganz vorzüglich gemalt! Und diesen Schatz hat man so ohne weiteres zurückgelassen! Ich müßte mich sehr täuschen,

wenn das Bild nicht von Jean-Marc Nattier gemalt wäre. Es ist so ganz sein eleganter Stil, seine Zartheit des Pinsels, sein Kolorit. — Aber natürlich ist's so! Sehen Sie nur, links unten in der Ecke ist ja sein Monogramm! — Meinen Glückwunsch, Onkel Lupold, Sie sind Besitzer eines Kunstwerkes, das sehr, sehr kostbar ist."

„Woraus man sieht, daß der Spruch von der blinden Henne, die auch manchmal ein Korn findet, wahr genug ist," erwiderte Mettkau, der bisher hinter Helianthe gestanden und sie mit ganz eigenem Ausdruck und ohne sein gewohntes Lächeln betrachtet hatte.

Als sie sich nun lebhaft nach ihm umdrehte, war aber das Lächeln sofort da mit allen obligaten Grübchen seines runden, ältlichen Cherubsgesichtes.

„Nein — faktisch, daß dies Bild einen besonderen Wert haben könnte, ist mir zu glauben bis heute nicht eingefallen, wenn auch meine Frau behauptet hatte, daß es außergewöhnlich gut wäre. Also auf ein paar blaue Lappen würden Sie das Bild schätzen?"

Helianthe lachte. Ihre Begeisterung hatte sie wieder alle Müdigkeit vergessen lassen. „Mein Vater hat einmal einen Nattier gekauft und eine ganze Menge — brauner Lappen dafür gegeben," versicherte sie dann ernsthaft.

„Das wäre nicht übel," meinte Mettkau. „Dafür würde ich armer, notleidender Agrarier mich ohne Trennungsweh von dieser Schönheit losreißen, um so mehr, als ich glaube, daß sie die Ursache der Abneigung meiner Frau gegen dieses Zimmer ist."

„Dann melde ich mich als Käufer," sagte Helianthe rasch.

„Hoho!" machte er abwehrend. „Nur sachte! Da müßte Fräulein Helianthe Jansen doch erst hören, ob der Herr Vormund das Geld dazu bewilligt, was mir

sehr unwahrscheinlich ist, weil es doch in die Tasche ebendesselben Herrn Vormunds fließen würde. Damit vielleicht die liebe Welt mit gewohnter Freundlichkeit sagen kann, der Vormund ziehe sein Mündel aus und bereichere sich an ihr? Daraus kann nichts werden! Nee, faktisch nicht."

„So heben Sie mir das Bild auf, bis ich mündig bin, dann kann keine Seele etwas darin finden," sagte Helianthe prompt und mit stillschweigender, voller Anerkennung des Grundes. Das war doch wieder ein sehr anständiger Zug dieses Mannes, den die Nachbarschaft boykottiert hatte, weil er ihr nicht anständig genug mehr war. Helianthe war eben noch zu jung, um zu wissen, daß vieler Leute Anstand nichts ist als Klugheit und Berechnung.

„So gar lange brauche ich ja doch nicht mehr darauf zu warten," setzte sie hinzu. „Ein Jahr vergeht rasch, und dann sind Sie mich wieder los mit samt der Frau Heimdal."

„Was soll ich dazu sagen? Mich freuen?" lachte Mettkau mit allen seinen Grübchen. „Das wäre eine niederträchtige Grobheit — na, und in Komplimenten ersterben —"

„Ums Himmels willen nicht!" protestierte Helianthe. „Da wäre mir die Grobheit fast noch lieber. Wandeln Sie nur ruhig den angenehmen Mittelpfad, Onkel Lupold, und warten Sie ab. Sie kennen mich ja noch nicht und können daher nicht wissen, ob ich schließlich nicht doch noch ein Dorn werde in Ihrem Fleische."

„Hm — solche Dornen ließe ich mir schon gefallen — dutzendweise," murmelte er wie für sich. Das war auch so einer von seinen Schwerenötertricks von einst. Die Probe darauf, ob er heute noch „zog", war ja schließlich immer noch der Mühe wert.

Bei Helianthe schien er aber nicht zu ziehen, denn sie geriet weder in Verwirrung noch protestierte sie mit einer Abwehr, die eigentlich eine Zustimmung war; sie tat auch nicht, als wenn sie's gar nicht gehört hätte, sondern sagte ganz einfach: „Abwarten und dann Tee kochen, Onkel Lupold — das ist eine alte Weisheit. — Also mit dem Bilde, das ist abgemacht, ja?“

„Mit dem Bilde, das ist abgemacht,“ wiederholte er, indem sich ein eigener Zug um seinen kleinen, vollen Cherubsmund grub, den Helianthe aber nicht sah. „Und es ist ebenso abgemacht, daß ich mich jetzt verziehe. Ruhen Sie jetzt ein wenig aus, ich rufe Sie dann selbst zum Abendessen, falls Sie den Tamtam nicht hören sollten!“

Damit ging er hinaus und verschwand, indem er Helianthe noch in der Tür mit allen seinen Grübchen anlächelte.

Als sie allein war und vor ihrem Toilettentische, genau dem Bilde der Frau Heimdal gegenüber, das der große Spiegel wiedergab, den Hut ablegte, war's ihr doch nicht so ganz wohl zu Mute, denn die Erklärung, die ihr Vormund über das, gelinde gesagt, sonderbare Benehmen seiner Frau gegeben, wollte ihr nicht mehr so sehr einleuchten als unter dem Einfluß der einschmeichelnden Stimme. Und wenn diese Erklärung wirklich der Tatsache entsprach, war diese Frau dann zurechnungsfähig? In dieser Gesellschaft sollte sie den langen Sommer zubringen? War sie dazu verpflichtet durch die ideale Dankesschuld ihres Vaters für diesen Herrn v. Mettkau, der ja an sich ganz angenehm war, an dem aber doch solche schwerwiegende Aber hafteten?

Nun, es war fürs erste wenigstens nichts zu tun, als abzuwarten, abhängig, wie sie durch die Entfernung

und durch die isolierte Lage von Monrepos von dessen Besitzer war. Er wenigstens hatte sie ja aufgenommen, wie man es herzlicher und liebenswürdiger gar nicht tun konnte, und darum schon war sie es ihm schuldig, seine Erklärung zu akzeptieren und zuzusehen, wie sie sich mit der Herrin dieses Hauses zurechtfand.

So begann dieser Besuch für sie nun ganz anders, als sie sich ihn gedacht, und weil die Erfahrung ihr fehlte, daß es im Leben meist so zu gehen pflegt, so lastete die Enttäuschung um so schwerer auf ihr. Mit einem Seufzer und einer Bewegung, als müßte sie etwas von sich schütteln, wandte sie sich ab. Sie hatte vor dem Spiegel gestanden, ohne etwas darin zu sehen, weder sich selbst noch auch das Bild über dem Kamin, für das sie, nun sie wieder vor ihm stand, sofort aufs neue das lebhafte Interesse empfand, das es beim ersten Anblick in ihr erweckte. Sie war nicht umsonst ihres Vaters Tochter, der das menschliche Gesicht zum Studium seines Lebens gemacht hatte und selbst in der minder vollkommenen Schönheit der Züge noch Schönheiten sah und durch seine Kunst wiedergab, die den meisten Augen verborgen blieben, den Ausdruck nämlich des Seelenlebens. Und nach diesem Ausdruck auch in alten Bildnissen längst dahingeschwundener Personen zu suchen, hatte er seine Tochter gelehrt.

Die Geschichte der „Gräfin v. Monrepos“ aber, die sie in großen, skizzenhaften Umrissen gehört, hatte ihr ganzes Interesse erweckt durch den poetischen Hintergrund, den Beinamen und die Legende, die sich darum rankte und spann; den Rest dazu tat das leider durch die Einflüsse der Temperatur und der Vernachlässigung etwas beschädigte Bild von Nattiers Meisterhand, der nicht nur ein konventioneller Hofmaler war, sondern seinen Porträts ein Leben zu verleihen verstanden

—

hatte, dessen subtile Wiedergabe einem geübten Auge nicht entging. Und Helianthes Auge war bei ihrem Vater in die Schule gegangen.

Das also war die Favorite mit der romantischen Vergangenheit, mit dem kurzen Erdenglanze, auf dem so viele dunkle, ja blutige Schatten lagen durch das der Leidenschaft für sie geopferte Blut so vieler Kinder dieses Landes, die als Kanonenfutter hinausziehen mußten, damit sie geschmückt werden konnte!

Eine schlanke und doch nicht magere Gestalt, saß sie auf dem Bilde in einem Sessel von Purpursamt neben einem mit Notenblättern bedeckten zierlich geschnitzten und vergoldeten Spinett, dessen Deckel aufgeschlagen war, so daß man die Tasten sah. Ein weißes, am Saume mit breiter Silberstickerei verziertes Atlaskleid bauschte seine schweren Falten über die Lehne des Sessels und ließ unten ein paar winzige, gekreuzte Füße in weißen Schuhen, auf einem Kissen von Purpursamt ruhend, sehen. Die lange Schneppentaille, tief ausgeschnitten, wie es die Mode damals wollte, war vorn mit reicher Silberstickerei versehen und mit kostbaren Spitzen verziert, die auch aus den Ellbogenärmeln mit silbergesticktem Aufschlag herausfielen und durch große Diamantagraffen gerafft wurden. Der kleine gepuderte Kopf, mit einer strahlenden Diamantaigrette geschmückt, von der birnenförmige Perlen in das gekräuselte Haar, das aschblond durch den Puder schimmerte, herabzutropfen schienen, war leicht zur Seite geneigt, der feine, blaßrote Mund lächelte leise, und auf den weichen, zarten Wangen lag ein leises Rot, wie das Innere einer Muschel. Die Gräfin v. Monrepos hatte es offenbar verschmäht, die damals als ganz unentbehrlich für die Toilette geltende Schminke aufzulegen, die selbst der große

Friedrich bei den Damen seines Hofes nicht vermissen wollte. Die Augen mit den zartgezeichneten Brauen waren gesenkt, man konnte nicht recht ihre Farbe erkennen, aber sie waren trotzdem mit einer nicht mißzuverkennenden Glut der Begeisterung auf ein Halsband von Rubinen gerichtet, das sie in den beiden lilienhaft schlanken und weißen, wundervoll geformten Händen hielt, als hätte sie, sich in der Musik unterbrechend, den Schmuck von dem zarten, schlanken Halse genommen, um ihn zu bewundern, sich an dem Glanze dieser herrlichen Steine zu weiden.

Der Maler hatte, um der Handlung die Berechtigung zu geben und das Charakteristische zu betonen, sozusagen zu unterstreichen, eine Sorgfalt auf die Wiedergabe des Schmuckes verwendet, die den Steinen so viel von ihrem Feuer gab, als es nur eben möglich ist durch den Pinsel. Denn es ist eine Tatsache, daß der Maler zwar eine lohende Flamme, einen feurigen Blick so darzustellen vermag, daß die Natur darin nicht vermißt wird, daß aber das Feuer der Edelsteine durch die Malerei nicht wiedergegeben werden kann; sie verlieren immer das eigentümliche, lebendige Licht, das aus ihnen strahlt, den Zauber, der von ihrem Farbenspiele ausgeht.

Das Halsband, das die Gräfin v. Monrepos mit spitzen Fingern ausgebreitet von sich hielt und auf das sie so süß herniederlächelte, bestand aus tafelförmig geschliffenen, mit Diamanten umfaßten Rubinen von der seltenen und hochgeschätzten Farbe des Taubenblutes. Gliederförmig miteinander verbunden, verjüngten sich die Steine dem Nacken zu, ein großer, herzförmig geschliffener Stein hing vorn an einer Schleife von Diamanten herab. Dadurch, daß die Rubine ohne Folie gefaßt waren, fiel das Licht durch sie hindurch

und warf ihren Widerschein auf den weißen Atlas des Kleides, so daß es aussah, als ob frische Blutstropfen auf diesen gefallen wären — es war ein Effekt, der dem Auge des Malers nicht entgangen war, den er vielmehr mit raffiniertem Geschick wiedergegeben hatte.

Heliantthes Auge entging dieser Effekt ebensowenig, sie bewunderte ihn mehr als die geschickte Wiedergabe der Steine selbst, deren Größe und Reinheit ihre Kostbarkeit mehr ahnen ließ, als die beschränkte Macht der Kunst ihnen gerecht werden konnte. Aber das durchscheinende Licht, der Effekt der gleißenden, rieselnden roten Farbe in ihrem Widerschein wogen den notgedrungenen Mangel reichlich auf, man sah mehr ihn selbst als die Steine, man zählte unwillkürlich diese auf dem weißen Atlas ruhenden Reflexe, die etwas Faszinierendes hatten, etwas Geheimnisvolles, eine maskierte Meinung, zu subtil, um von jedermann verstanden zu werden.

„Schade, daß man so wenig von den Augen sieht!“ murmelte Helianthe träumerisch. „Vielleicht war's eine Gewohnheit von ihr, die Augen gesenkt zu halten, beschattet von den bläulichen Lidern und den langen dunklen Wimpern. Aber der Blick macht ein Bild doch erst eigentlich lebendig.“

Sie wandte sich ab und sah unentschlossen auf die Chaiselongue, die zu Füßen des Bettes stand und sie zur Ruhe förmlich einlud; sie paßte nicht in die Einrichtung, denn es war ein ganz modernes, sehr bequemes Möbel, dessen Überzug von zart gemustertem Cretonne sich freilich Mühe gab, sich der Originaleinrichtung anzupassen.

Helianthe streckte sich darauf aus, aber sie konnte keine Ruhe finden, denn die Nerven zitterten ihr von der Eisenbahnfahrt, von den Eindrücken der letzten

Stunde. Und dann sah sie von ihrem Lager aus gerade auf das Bild der Frau Heimdal mit dem Rätsel ihrer gesenkten Augen, die das ganze zarte Gesicht ja freilich sehr, sehr lieblich machten. Aber wenn sie die roten Reflexe sahen, die durch die Rubine des Halsbandes auf ihr Kleid fielen, wie konnte der süße Mund dann so entzückt lächeln? Die Sonne fiel durch das Fenster der Seitenwand gerade auf den Schmuck, und es sah aus, als ob sie selbst direkt durch die Rubine strahlte, als ob die schlanken, weißen Finger, die sie hielten, leise bebten.

„Wenn man gut gemalte Bilder lange ansieht, kommt's einem immer vor, als ob sie sich bewegten, bewegen müßten," dachte Helianthe aufspringend. Es war nichts dagegen zu machen, sie fand keine Ruhe jetzt im Tageslichte, das ja freilich schon im Abnehmen war.

Sie trat an das Fenster, durch das die scheidende Sonne strahlte, und sah jetzt erst, daß es die Tür zu einem Balkon war, der, mit einem schön gezeichneten und noch Spuren von Vergoldung zeigenden Eisengitter versehen, Raum für ein bis zwei Personen bot. Sie machte die Tür auf und trat hinaus und sah in den grünen Garten zu ihren Füßen herab, in dem die Fliederbäume in voller Blüte standen und goldfarbene Sonnenröschen — Helianthen — blühten und Goldregen und Rotdorn. Zwar, der Garten war ein wenig verwildert, in den Kiesgängen wuchs das Gras, und die flötespielende Panherme auf dem Rokokosockel im Dickicht war moosbewachsen und halb unsichtbar durch Schlinggewächse, die sich an ihr heraufrankten, aber gerade, weil alles so ungepflegt war, wirkte es um so poetischer, und der Flieder duftete fast betäubend herauf.

„Ob wohl Frau Heimdal auch auf diesem Balkon gestanden hat und den Fliederduft zu sich heraufwogen ließ?" Helianthe trat, sich dieses fragend, in das Zimmer zurück und entdeckte in der Ecke neben dem Balkon einen halbzurückgezogenen Türvorhang, der einen kleinen Alkoven verhüllte, in dem ein Kleiderschrank und eine Waschtoilette standen. Diese nützlichen Möbel gaben ihren Gedanken eine andere Richtung: „Ich wollte, mein Gepäck käme!" dachte sie. Und in Erfüllung dieses Wunsches, der dem modernen Bedürfnis des Kulturmenschen entsprang, klopfte es an ihre Tür, und ihr Koffer wurde hereingebracht.

Jetzt war ihre Zeit ausgefüllt. Sie packte aus und räumte ihre Siebensachen in den Schrank, die Kommode, den Schreibtisch ein, dann wechselte sie die Kleider, und als sie ein einfaches, weißes Wollkleid angezogen, hörte sie unten in der Halle das Tamtam, das zur Abendmahlzeit rief.

Rasch steckte sie noch aus der Blumenvase, die mit Fliederzweigen gefüllt auf ihrem Toilettentische stand, eine kleine rotlila Dolde mit einigen grünen Blättern in den Gürtel und verließ dann ihr Zimmer, um Herrn v. Mettkau den Gang zu ersparen. Dabei merkte sie sich die Lage ihrer Tür: sie war die letzte links im Korridor; an der Breitseite befand sich eine andere, schmale und niederere, die vielleicht zu einer Seitentreppe oder irgend einem anderen Gelaß führte.

Helianthe eilte den Korridor und die Treppe hinab, und als sie um das Knie derselben bog, kam ihr auch Herr v. Mettkau schon entgegen.

„Ei, wie brav!" rief er strahlend. „Das lasse ich mir gefallen: ein Gast, der pünktlich zur Stelle ist, ist ein doppelt lieber Gast! Und fein haben Sie sich gemacht — na, erwarten Sie nur kein sogenanntes

Diner. Wir sind hier auf dem Lande und essen um die Zeit brav unser Abendbrot, ohne besondere Toilette dazu zu machen."

„Hab' ich auch nicht," versicherte Helianthe. „Mein staubiges Reisekleid konnte ich Ihnen und mir selbst doch nicht mehr zumuten. Das weiße Fähnchen hier ist auch keine ‚Toilette', es ist ein Hauskleid. Mein Vater mochte es so gern, wenn ich Weiß trug."

„Es steht Ihnen auch famos," meinte Herr v. Mettkau im Ton der Überzeugung, der ein Kompliment zur natürlichen Sache macht, aber er lächelte eigen dabei, denn sein geübtes Ohr hatte das leise Rauschen des seidenen Futters dieses „Hauskleides" wohl herausgehört.

Unten in der Halle bot er ihr galant den Arm und führte sie zunächst in den Salon, in dem sie von Frau v. Mettkau empfangen worden war, wenn man die Art und Weise ihrer Begrüßung einen „Empfang" nennen konnte. Sie erhob sich beim Eintritt ihres Gastes aus demselben Sessel wie vorhin, und Helianthe sah, daß die Linien um ihren herben Mund noch tiefer und härter waren als zuvor.

Aber Helianthe hatte sich vorgenommen, darauf nicht zu achten. „Gnädige Frau, ich bin entzückt von dem Zimmer, das Ihre Güte mir gegeben hat," sagte sie in ihrer hellen, frischen Art, ihrer Wirtin entgegengehend. „Und von dem Bilde und von dem köstlichen fliederduftenden Garten unter dem Balkon! Man erwartet ja ordentlich, den alten Pan in dieser grünen Herrlichkeit wirklich die Flöte blasen zu hören."

„Guten Abend, Fräulein Jansen! Haben Sie etwas geruht?" erwiderte Frau v. Mettkau laut und hart und in solch unfreundlichem Ton, daß die höfliche Frage dadurch jede Teilnahme verlor.

„Denk dir, Hedwig," fiel Mettkau ein, ehe Helianthe noch antworten konnte, „denk dir, Fräulein Jansen ist von Mailand aus mit den Heiligenbergs gereist. Die Herrschaften hatten eine Frühlingsfahrt nach den italienischen Seen gemacht. Die gegenseitige Bekanntschaft scheint sich rasch gemacht zu haben — es war jedenfalls sehr angenehm für mein Mündelchen, so nette Reisegefährten gefunden zu haben."

„Das war es," versicherte Helianthe harmlos.

„Sie hatten Glück," sagte Frau v. Mettkau. „Die Heiligenberger Zwillinge sind vornehme, anständige Leute."

„Reichlich hochnäsig dazu," ließ er fallen.

„Scheinbar nur," gab sie in demselben Tone zurück. „Sie sind nur zurückhaltend, und das ist ihr gutes Recht. Zurückhaltend gegen die, welche in ihr reines Haus nicht passen. Zurückhaltung wird so oft mit Hochmut verwechselt. Ich weiß das aus Erfahrung."

Mettkau zuckte mit den Achseln und wendete sich ab, und Helianthe sah auf die merkwürdige Frau mit einem Gefühl von Respekt: es war ein schöner Zug, dieses Eintreten für Abwesende, die noch dazu ihre „Zurückhaltung" auf sie selbst ausgedehnt hatten, und vielleicht wäre der Eindruck ein noch tieferer gewesen, wenn nur der Ton, in dem es gesagt wurde, nicht gar so hart und bitter geklungen hätte.

Sie schien sich damit für den Rest des Abends verausgabt zu haben, denn Helianthe hörte keine zehn Worte mehr von ihr reden. Dafür setzte aber Mettkau mit allen Kräften ein. Die leichte Plauderei über alles und nichts floß den ganzen Abend leicht und zwanglos von seinen lächelnden Lippen wie ein durch Wiesen murmelndes Bächlein, und so amüsant und sprudelnd vor guter Laune wußte er zu plaudern, daß der Gast

gar nicht dazu kam, sich über die stumme Herrin des Hauses zu wundern.

Nach dem Abendbrot setzte er sich an den Flügel und sang, nicht eben Klassisches oder die tiefe Musik der Modernen, aber allerhand melodiöse Nichtigkeiten, die, durch seine schöne, einschmeichelnde Stimme zum gehörigen Eindruck gebracht, dem Ohre angenehm genug waren. Ja, mit den Rattenfängerliedern aus der Neßlerschen Oper verstand er sogar zu fesseln und in sie etwas Dämonisches hineinzulegen, das Helianthe in diesem lächelnden Schmalzengel gar nicht gesucht hätte, das ihr sogar ein leichtes Unbehagen einflößte. Sie hatte die Lieder von Berufssängern singen hören, die den Ton recht gut getroffen hatten, aber in Mettkaus Vortrag lief noch etwas anderes mit unter, das sie nicht recht nennen konnte, und das auch in seinen runden Augen jäh aufflammte. Sie suchte nach diesem Etwas, fand es aber nicht, und sich umwendend, sah sie den Blick von Frau v. Mettkau, die mit vorgebeugtem Oberleib, die verkörperte Spannung, dasaß, auf sich gerichtet. Eigentlich sah sie freilich nur die enormen schwarzen Brillengläser sie anfunkeln, den Blick dahinter fühlte sie mehr, als sie ihn tatsächlich sehen konnte. Aber das Gefühl dieses Blickes machte, daß ihr ein kalter Schauer den Rücken herabrieselte; sie wußte nicht warum. Wie unter einem Banne mußte sie auf die schwarze Brille in dem steinernen weißen Gesichte hinsehen, und als Mettkau eben mit einem lauten Akkorde schloß, da fuhr sie zusammen wie unter einem jähen Erwachen.

„Basta — Schluß!“ rief er heiter. „Nach dieser Prüfung sollen Sie nun Ihre wohlverdiente Ruhe haben, liebe Helianthe! — Begleitest du Fräulein Jansen hinauf, Hedwig? — Nein? — Nun, dann

kommen wir, die Augen fallen Ihnen ja schon zu, Sie armes Mädelchen, Sie!“

Helianthe fühlte sich zwar nie wacher als in diesem Augenblick, aber sie nahm das Anerbieten zum Rückzug dankbar an. Sie machte Frau v. Mettkau, die ihr bisher die Hand noch nicht gegeben hatte, wieder ihre tadelloseste Verbeugung, die ebenso erwidert wurde, ohne den Wunsch einer guten Nacht, und nach dieser Zeremonie, die Helianthe jetzt schrecklich komisch vorkam, stieg sie, begleitet von ihrem Vormund, zur oberen Etage empor und stand bald in ihrem Zimmer, in dem eine Lampe brannte und eine von der Decke herabhängende Ampel von grünem Glase.

„So — und nun wohl zu ruhen!“ sagte Mettkau, ihr die Hand drückend: „Und merken Sie sich ja, was Sie in der ersten Nacht in einem fremden Hause träumen, denn das geht mit tödlicher Sicherheit in Erfüllung. Das wußten Sie nicht? Aber, das ist ja ganz allgemein bekannt.“

„Ich hab's trotzdem nicht gewußt,“ versicherte Helianthe. „Und wenn der Unsinn, den man oft zusammenträumt, auch noch in Erfüllung gehen sollte — übrigens, ist Ihnen die Frau Heimdal schon erschienen?“

„Wer? — Ach die da!“ sagte er mit einem Blicke auf das Bild. „Nee, leider nicht, denn hübsch genug ist sie schon dazu. Würde mir eine besondere Ehre und ein großes Vergnügen sein, denn so bin ich nun mal: ich sehe hübsche weibliche Frauenzimmer viel lieber als garstige. Angeborener Schönheitssinn bei mir, sage ich Ihnen. Aber, Spaß beiseite: Sie glauben doch nicht etwa an — an solche Dinge, an Erscheinungen p. p.? Denn dann hätten meine Heiligenberger Nachbarn auch was Gescheiteres tun können, als Ihnen diese dumme Spukgeschichte zu erzählen.“

„Die Geschichte ist gar nicht dumm, sondern sehr poetisch," fiel Helianthe ein. „Sie hat mir sehr gefallen. Ob ich an so etwas glaube? Ja, ich weiß nicht — erlebt habe ich noch nie derartiges, aber es gibt doch sehr viele und sehr kluge Leute, die darauf schwören, die Möglichkeit zugeben —"

Mettkau zuckte mit den Achseln, machte eine Handbewegung, und sein rundes Gesicht nahm einen sinnenden Ausdruck an. „Hm ja," meinte er zögernd, „ich möchte nicht Shakespeare zitieren, um das Abgedroschene zu vermeiden, aber — direkt leugnen kann man ja natürlich nicht, worüber noch immer der Beweis vom Gegenteil nicht erbracht worden ist und wohl auch niemals erbracht werden wird. Ich kann ja auch nur, gerade wie Sie, für mich selbst sprechen. Erlebt habe ich nie derartiges. Die — die Frau Heimdal gehört hier nun einmal zum eisernen Bestande der Umgegend, es lebt ein gewisser poetischer Sinn in unserem Volke hier, und um das, was einer mal für möglich gehalten, hat sich dann wohl die ganze Sage gesponnen. Aber daran zu glauben, das heißt doch unsereinem zu viel zugemutet. Hätte ich Sie in dieses Zimmer gebracht, wenn ich an die Geschichte glaubte? Als Probe aufs Exempel sozusagen?"

„Nein, gewiß nicht," entgegnete Helianthe überzeugt. „Aber — vielleicht glaubt Frau v. Mettkau daran, und daher ihre Abneigung gegen dieses Zimmer!"

„Meine Frau? Ach du gerechter — meine Frau! Da wär's bei mir noch eher möglich. Meine Frau ist eine viel zu nüchterne Natur, deren Phantasie ihr nicht den geringsten Streich spielt. Sie mag das ganze Haus nicht — da liegt der Hase im Pfeffer. Sie mag die ganze Gegend nicht. Warum? Ja, fragen Sie nur immerzu, Sie erfahren's doch nicht. Oppositions-

geist, weiter nichts. Darin sind die Frauen ja groß. Und nun wirklich: gute Nacht!"

„So? Also Sie glauben, die Frauen opponieren nur, um zu opponieren?" rief Helianthe ihm lachend nach. „Wer hat Ihnen denn diese gute Meinung von uns beigebracht, Onkel Lupold?"

„Die Anwesenden sind immer ausgenommen," gab er ebenso zurück. „Im übrigen aber: lehren Sie mich die Weiber kennen! Ich kenne sie, sage ich Ihnen, aber es läßt sich mit ihnen leben, wenn man sie nur recht zu nehmen weiß. Jedes bei seiner schwachen Seite. Gerad' so, wie's die Weiber mit uns armen Männern machen."

„Nun, das ist doch wenigstens ein Grundsatz, der auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruht. Ich werde mir's merken. Gute Nacht, Onkel Lupold!"

Helianthe war nun wirklich müde und zögerte nicht, sich zur Ruhe zu begeben. Ihre Toilette beendend, zündete sie das Licht neben ihrem Bette an und löschte die Lampe auf dem Tische aus. Dabei bemerkte sie erst die von der Decke hängende brennende Ampel, und gewohnt, im Dunkeln zu schlafen, überlegte sie, wie sie das zwar sanfte, aber doch das Zimmer vollständig erhellende grüne Licht am besten auslöschen könnte. Es hing so hoch, daß sie es weder mit ausgestrecktem Arm noch auch auf den Stuhl steigend erreichen konnte, es hing auch keine Schnur an der Ampel, an der man sie hätte herabziehen können.

Nun, es war ja noch nicht spät, sie konnte klingeln und einen dienstbaren Geist mit dem Auslöschen beauftragen. Aber so viel sie sich auch umsah, es war nirgends ein Klingelzug, geschweige denn eine Vorrichtung für elektrisches Läutewerk zu finden.

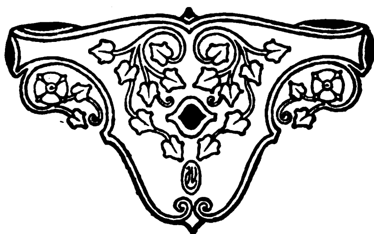
Das war freilich fatal, schon für den Fall, daß sie

irgend einer Hilfeleistung bedurfte; man mußte diese Bequemlichkeit beim Einrichten dieses Zimmers total übersehen haben. Sich noch einmal anzuziehen und hinabzugehen, um jemand zu finden, der die Ampel auslöschte, dazu hatte sie wenig Lust, und so beschloß sie daher, lieber zu sehen, wie sie sich mit dem ungewohnten Lichte zurechtfand, in das sie von ihrem Kissen aus gerade hineinsehen mußte.

Sie machte noch die Tür nach dem Balkon auf, um die schöne milde Luft der Maiennacht hereinzulassen, da ihr die des großen Zimmers jetzt schwül und dumpfig vorkommen wollte, was ja auch kein Wunder bei solch unbewohntem Raume gewesen wäre.

Dann ging sie zu Bett.

(Fortsetzung folgt.)





# Das sechste Geschütz.

## Eine Soldatengeschichte von A. D. Borum.

Mit Bildern von
Adolf Wald.

1.

(Nachdruck verboten.)



Der 21. August 1858 mußte für den alten Kaiserstaat an der Donau bedeutungsvoll werden. Für die jugendliche Kaiserin Elisabeth stiegen in allen Kirchen Gebete zum Himmel, er möge ihr in der ihr bevorstehenden schweren Stunde beistehen, und in allen Garnisonen standen schon die Geschütze bereit, um aus ihrem ehernen Munde nach altem Brauche dem Volke mit hundertein oder nur mit einundzwanzig Kanonenschüssen zu verkünden, daß die hohe Landesmutter eines Prinzen oder einer Prinzessin genesen sei.

Auch auf dem Glacis des altersgrauen Kastells, das drohend auf die freundliche Stadt Laibach herniederschaut, waren sechs blank geputzte Kanonen aufgefahren, die wie Gold in der Augustsonne glitzerten; gezogene oder gar von hinten zu ladende Kanonen gab es freilich damals noch nicht, es waren also die alten Vorderladekanonen einer sechspfündigen Batterie, wie sie schon im Siebenjährigen Kriege gebraucht worden waren. Die Kanoniere standen bei den Geschützen, natürlich alle in erster Garnitur, in den Protzkästen lagen die rotangestrichenen Salutierpatronen bereit, und die angezündeten Lunten wurden eifrig geschwenkt, um sie gut brennend mit scharfer Kohlenspitze zu erhalten.

Der Kommandant der sechs Kanonen, Oberleutnant Hauer, stand unweit davon auf einer kleinen Erhöhung, ausdauernd nach dem Fenster der Kommandantur blickend, von wo ihm das Zeichen zur Eröffnung des Feuers gegeben werden sollte; das Publikum umstand in respektvoller Entfernung die Geschütze.

Die Sonne stieg höher und höher, immer heißer brannten ihre Strahlen auf das schattenlose Glacis, die freudig heitere Stimmung wurde matter, die Haltung der Kanoniere lässiger, die Glocken begannen zu Mittag zu läuten, die Menge verzog sich zum heimischen Tische, und auch Oberleutnant Hauer erhielt von der Militärbehörde die Weisung, daß er mit der Mannschaft in die ganz nahe befindliche Kaserne abrücken könne, um zu menagieren. Nur der Kanonier Prohinar blieb als Wache bei den einsamen Geschützen. Langsam und gemessenen Schrittes, den Säbel im Arme, wandelte der Kanonier die Reihe der nun einsam stehenden Geschütze auf und nieder; kein Mensch war weit und breit zu sehen.

Da kam eiligen Schrittes mit wiegenden Hüften ein junges Mädchen daher. Prohinar blieb stehen, und über sein Gesicht zog ein freudiges Grinsen. Aller Vorschrift zuwider ging er dem Dienstmädchen entgegen, und nachdem ein rascher Blick ihn überzeugt hatte, daß die Luft rein sei, zog er sie in seine Arme und küßte sie nach Herzenslust.

„Da hast du was!" sagte sie. „Habe aber gar keine Zeit, denn die Herrschaft wartet. Ich war in der Kaserne, und da hörte ich, du ständest hier auf Wache. Auf Wiedersehen heute abend im Tivoli!"

Schon war sie hinter den Geschützen verschwunden, und der Soldat überlegte, ob er das ihm überreichte Paket öffnen oder es für geeignetere Zeit aufheben

sollte. Er kam zu der Überzeugung, daß frische Tat die beste Tat sei, und begann das Papier der Umhüllung auseinanderzufalten.

Welch lieblicher Duft und welch berückender An-



blick für ein hungriges Soldatenherz! Zwei Paar gewichtige Krainerwürste — jene Spezialität des Kronlandes Krain, welche sowohl frisch wie gekocht oder geräuchert auch den verwöhntesten Gaumen so trefflich mundet. Dem armen Prohinar lief das Wasser

im Munde zusammen, ein herzhafter Biß — da — da —

In diesem Augenblick ertönte das Alarmsignal, und in wenigen Sekunden liefen die Kanoniere Hals über Kopf zu ihren Kanonen. Prohinar hatte gerade noch Zeit, das abgebissene Stück Wurst hinabzuwürgen und den Rest des Paketes in die Mündung des Geschützes zu schieben, vor dem er eben stand. Es war das sechste, das letzte auf dem linken Flügel.

Auch der Oberleutnant Hauer fand sich ein. Er winkte Prohinar zu sich und übergab ihm ein Briefchen zur sofortigen Beförderung.

Der Kanonier schien etwas sagen zu wollen, allein der Offizier winkte stirnrunzelnd, und Prohinar machte, daß er fortkam.

Das Kommando zum Laden der Geschütze erfolgte. Die rotgestrichenen Pulversäcke flogen in die Mündungen, die Ladestangen schoben sich ihnen nach und drückten die Säckchen fest gegen das Bodenstück, die „Brandeln“ wurden in das Zündloch gesteckt.

„Nummer eins!“ kommandierte der Offizier.

„Feuer!“ brüllte der Vormeister.

Die vierte Bedienungsnummer schwenkte die Lunte im eleganten Bogen gegen das Zündloch, ein kurzes Zischen, dann entlud sich donnernd der Schuß, erschütterte die alten Kastellmauern, und an ihnen widerhallend verlor sich das Echo über der Stadt Laibach in das weite moorige Feld.

Nach genau gezählten sechs Sekunden erdröhnte der zweite Schuß, dann der dritte, der vierte.

Im Nu standen wieder viele Menschen um die Geschütze. Was wird's sein? Das war die allgemeine Frage. Ein besonders Vorwitziger drängte sich sogar an den Vormeister des ersten Geschützes heran und

fragte: „Was ist's denn? Ein Prinz oder eine Prinzessin?“

„Das hat der Herr Oberleutnant zu befehlen,“ wies ihn unwirsch der Vielbeschäftigte ab.

Alles lachte.

Jetzt war die Reihe zum Feuern an das sechste Geschütz gekommen; der Vormeister brüllte sein langgezogenes „Feuer!“ und der Bedienungsmann legte die Lunte an das Zündloch. Allein diesmal zischte das Brandel einfach ab, ohne daß der Schuß erfolgte. In der regelmäßigen Zeitfolge bei einem Ehrenschießen soll aber keine Unterbrechung vorkommen, und der Oberleutnant ließ daher mit einem grimmigen Blick auf das sechste Geschütz sofort wieder beim ersten beginnen.

Der Vormeister des sechsten setzte fluchend ein neues Brandel auf, und als sein Geschütz wieder angerufen wurde, brüllte er sein „Feuer!“ daß das Publikum erschrocken zusammenfuhr.

Aber auch das neue Brandel brannte ab, ohne zu zünden. Der Vormeister ward blaß vor Schrecken und Zorn, trat zum Geschütz und stocherte mit der Raumnadel im Zündloch herum.

„Fühlt Er Pulver?“ fragte der Feuerwerker.

Der Vormeister war schwankend in seiner Antwort: „Ich glaub' schon, aber gewiß kann ich's nicht sagen.“

„Esel!“ Der Feuerwerker untersuchte selbst das Zündloch. Von Pulver keine Idee, an dem bohrerartigen Ende der herausgezogenen Raumnadel hing dagegen etwas Fettiges, welches die Nase des alten Artilleristen sofort als Selchfleisch feststellte.

„Was ist denn das für eine Wirtschaft!“ zürnte er. „Na, ihr könnt euch auf vier Wochen gefaßt machen, ihr Lotterbande!“

Damit eilte er zum kommandierenden Oberleutnant, dem er den Sachverhalt meldete, und der darauf die Verfügung traf, daß das sechste Geschütz hinfort beim Feuern übergangen werde, da offenbar jenes gewisse Etwas das Zündloch vollständig verstopft habe.

Im umstehenden Publikum war dieser Vorfall fast gar nicht bemerkt worden, denn alles zählte mit Spannung die regelmäßig aufeinanderfolgenden Schüsse.

Achtzehn — neunzehn — zwanzig — einundzwanzig —

Als jetzt der Oberleutnant das nächste Geschütz anrief und als sofort der zweiundzwanzigste Schuß krachte, da brach ein tausendstimmiges Geschrei aus. Nun wußte man es — dem Reiche war ein Prinz, ein Thronfolger geschenkt worden.

Niemand zählte jetzt mehr die weiteren Schüsse, niemand kümmerte sich mehr um die Vorgänge in der Batterie, die Leute gratulierten sich in ihrem leicht erregbaren südlichen Temperament, küßten und umarmten einander und begaben sich in froher Feststimmung nach ihren Häusern, auf denen nun die Fahnen und Flaggen unter dem Geläute sämtlicher Kirchenglocken ausgesteckt wurden.

Für Laibach, für die ganze Monarchie war es ein bedeutsamer Freudentag.

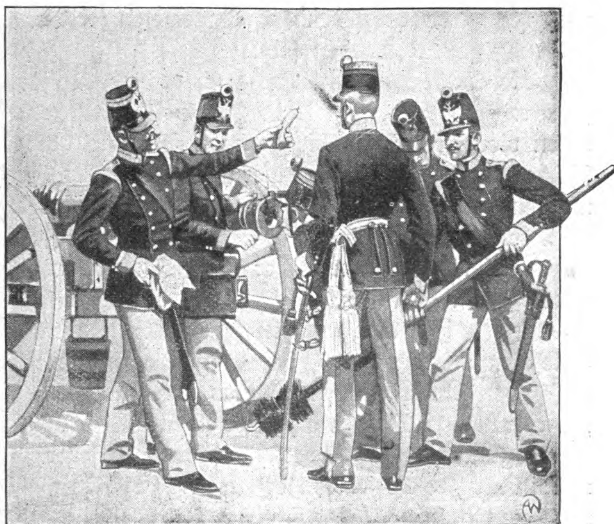
Ob auch für die Bedienungsmannschaft des sechsten Geschützes?

Nach Abgabe des hundertundersten Schusses wurde Habtachtstellung genommen und unter den Klängen des Generalmarsches mit den gezogenen Säbeln präsentiert. Damit war die militärische Feier beendet, und Oberleutnant Hauer begab sich zum sechsten Geschütz.

„Ausladen!“ befahl er.

Der lange Kanonenwischer, an dessen borstigem

Ende ein gekrümmter Eisenhaken sich befand, wurde in die Mündung des Geschützes geschoben und darin hin und her gedreht. Beim Herausziehen wurde die Salutierpatrone vollkommen unbeschädigt vorgefunden. Damit war der Beweis erbracht, daß noch etwas im Geschütz sich befinden müsse, und der nochmals in die



Bohrung eingeführte Wischer förderte denn auch bald ein zusammengedrücktes, vom Pulverstrahle des Brandels versengtes Papier hervor, in dem sich zwei Stück — Krainerwürste befanden. Eine davon war sogar bereits angebissen.

„Hab' ich's nicht gesagt? Es roch deutlich nach Geselchtem!“ triumphierte der Feuerwerker.

Der Oberleutnant setzte sein strengstes Dienstgesicht auf. „Hat Er das Geschütz vor dem Laden, wie es

die Vorschrift befiehlt, visitiert?“ wandte er sich an den Vormeister.

Dieser mußte kleinlaut zugeben, daß dieses nicht geschehen sei, weil das Geschütz schon vorher gewaschen, geputzt und nachgesehen worden sei, und er nicht annehmen konnte, etwas in der Bohrung zu finden. Die Würste könnten nur in der kurzen Zwischenzeit, während die Mannschaft beim Essen gewesen sei, in die Bohrung gesteckt worden sein.

„Die Sache wird untersucht, Er erhält aber jedenfalls wegen Fahrlässigkeit in der Geschützbehandlung einen vierzehntägigen, die ganze Bedienung des Geschützes einen achttägigen Kasernenarrest. Strafantritt morgen, den heutigen Tag will ich euch nicht verderben.“

Der Oberleutnant ward trotz seines gerechten Zornes ungeduldig, denn schon sah er seinen Boten Prohinar zurückkehren.

Er ging ihm aufgeregt entgegen und riß ihm das Briefchen aus der Hand, das er ihm entgegenreichte. Rasch den Umschlag öffnend, las er nur die Worte: „Wir erwarten Sie um acht Uhr Abends.“

Ein glückliches Lächeln verschönerte plötzlich seine Züge, und in der Freude seines Herzens griff er in die Tasche, um dem Glücksboten ein reichliches Trinkgeld zu geben.

Dieser aber stand vor ihm wie ein Bild kläglichsten Elendes, Angst und Schrecken im Gesichte. Der brave Artillerist hatte in der kurzen Zeit, die der Offizier zum Lesen der wenigen Worte gebrauchte, nach dem sechsten Geschütze und seiner Bedienung geschaut, die bestürzten Mienen, seine schönen Würste, die eben der Korporal auf ihre noch mögliche Eßbarkeit untersuchte, belehrten ihn zur Genüge über das, was vorgefallen sein mochte, und als ehrlicher, entschlossener Soldat beschloß er, sofort zu handeln.

„Herr Oberleutnant,“ sprach er, das ihm gebotene Papierzehnerl zurückweisend, „ich melde gehorsamst — ich war es.“

„Was war Er?“

„Mir gehören die Krainerwürstl. Ich hab' sie, wie plötzlich das Alarmsignal kam, in die Bohrung gesteckt. Ich war so gar arg verwirrt. Ich bitt' sehr um Verzeihung, Herr Oberleutnant.“

Hauer war sofort wieder der Mann des Dienstes. „Also Er hat der Batterie diese Schande bereitet, und noch dazu bei einer solchen Gelegenheit! Erzähle Er, wie das gekommen ist.“

Prohinar berichtete wahrheitsgetreu, wie sich alles zugetragen hatte.

„Also Pflichtverletzung im Wachtdienste, Annahme von Geschenken im Dienste, Ursache einer Blamage der Batterie vor der ganzen kaiserlichen Monarchie! Weiß Er, was darauf steht? Gedruckte Fünfundzwanzig — die sind Ihm sicher! Derweilen Arrest. Morgen beim Rapport das weitere!“

Der Offizier bestieg sein Pferd und trabte wie ein zürnender Gott davon, den armen Prohinar als Beute der traurigsten Empfindungen zurücklassend. Nicht nur daß er seine saftigen Krainerwürste eingebüßt hatte, daß er von der gestraften Geschützbedienung eindringliche Zärtlichkeiten erwarten durfte — nein, auch noch die Aussicht auf die entwürdigenden fünfundzwanzig Stockstreiche!

O Toska, wenn du gewußt hättest, was deine Gabe für Folgen hatte!

2.

Die Witwe des Landesgerichtspräsidenten v. Jaglo überwachte das Decken des Tisches, das ihre Tochter

Dragika besorgte. Eigentlich war das der Dienst des Stubenmädchens Toska, das eben, glühend vom eiligen Lauf, herbeikam und das weitere zu besorgen begann.

„Bitte um Verzeihung, gnädige Frau! Ich hab' mich ein bisserl verspätet. Es sind so viel Leut' auf der Straß', sie sagen, in Laxenburg sei was geschehn,“ entschuldigte sie sich.

„Schon gut — mache Sie nur den Tisch fertig,“ mahnte Frau v. Jaglo. Dann wendete sie sich an die Tochter und meinte: „Vielleicht wird schon heute deine Wette mit dem Oberleutnant Hauer entschieden. Um was habt ihr eigentlich gewettet?“

„Wenn ich das noch wüßte!“ rief Fräulein Dragika, eine üppige Blondine mit kirschroten Lippen und blauen Augen. „Es ist eigentlich nichts vereinbart worden. Übrigens werde ich ja sicher gewinnen.“

„Weißt du das gewiß?“

Dragika zuckte die Schultern. In einer übermütigen Laune war sie mit dem Oberleutnant, der zu den Freunden des Hauses zählte, die Wette eingegangen, und erst jetzt, da die forschenden Augen der Mutter fragend auf ihr ruhten, kam es ihr in den Sinn, ob sie nicht vielleicht etwas unbedacht gehandelt hatte.

„Und wenn er nun deine Hand verlangt?“

Dragika wurde purpurrot, dann stürzte sie auf die Mutter zu, küßte und umarmte sie stürmisch und flüsterte eine Menge unzusammenhängendes Zeug.

„Hab' es mir doch gedacht — so wird es kommen, und mein Mädchen wird mich alte Frau auch verlassen!“ Die gute Dame liebkoste dabei die Tochter, und aus Ton und Stimme war zu erkennen, daß Frau v. Jaglo die Möglichkeit eines solchen Ausganges nicht ungern erhoffte.

Da brachte Toska ein Briefchen. Ein Soldat habe es gebracht und warte auf Antwort.

Dragika nahm den Brief, der nur die wenigen Worte enthielt: „Sie haben die Wette gewonnen — ein Kronprinz!“

„Was soll ich dem Mann sagen?“ fragte Toska, die offenbar zu ihrem Kanonier ins Vorzimmer wollte.

„Wir laden ihn am besten auf heute abend ein,“ entschied die Mutter und schrieb das kurze Briefchen, das der Oberleutnant nach Beendigung des Salutschießens erhalten hatte.

Das Mittagessen verlief heute trotz des freudigen Ereignisses, das alle Gemüter erregte, in nicht besonders gehobener Stimmung. Jede der beiden Damen bemühte sich, einen heiteren Ton anzuschlagen und den Gegenstand, der ihnen offenbar zunächst am Herzen lag, gar nicht zu berühren.

So mochte eine Stunde verstrichen sein, als Toska weinend in das Zimmer trat. Schluchzend erzählte sie, daß ein Kanonier soeben die Nachricht gebracht habe, daß ihr Schatz zu fünfundzwanzig Stockstreichen verurteilt worden sei. Sie allein aber trage die Schuld daran, und wenn die Herrschaft sie nicht retten könne, so stürze sie sich in den Laibachfluß, denn so eine Schande könne sie nicht überleben. Schließlich fiel sie Dragika zu Füßen. „Ich bitt' schön, retten Sie meinen armen Prohinar vor der schrecklichen Straf', bitten Sie den Oberleutnant Hauer darum, er tut ja alles, was er Ihnen von den Augen ablesen kann!“

Es war rührend, das sonst so lustige und resolute Mädchen in ihrem herzzerreißenden Jammer zu sehen, und Dragika hatte sich rasch entschieden, ihr zu helfen.

Wozu hatte sie denn ihre Wette gewonnen? Der Erlaß aller heute aus Ursache des verstopften Geschützes verfügten Strafen sollte der Preis sein.

Sie hob das weinende Mädchen auf und setzte sich sogleich an den Schreibtisch, um in diesem Sinne an den Oberleutnant zu schreiben; allein so oft sie ein Blatt voll-



geschrieben hatte, zerriß sie es wieder, bis Frau v. Jaglo vorschlug, den Oberleutnant lieber eine Stunde früher zu bitten und ihm die Sache in Ruhe vorzutragen.

„Und jetzt ist's erst drei Uhr!“ jammerte Toska. „Liebes Fräulein, bitten Sie ihn doch gleich. Ich lauf' hin und bring' ihn her! — Ja?“

Ohne auf Antwort zu warten, verschwand das Mädchen, warf ein Tuch um und lief fort.

## 3.

Oberleutnant Hauer, der während einer Beurlaubung des Hauptmanns die Batterie, welche heute die Ehrenschüsse abgegeben hatte, kommandierte, war nach beendetem Dienste in seine Wohnung gegangen und hatte sich behaglich auf seinem Diwan ausgestreckt. Der Zwischenfall beim Schießen war unbemerkt geblieben, wenigstens hatte man davon kein weiteres Aufheben gemacht. Allein Hauer war doch nicht ganz zufrieden. Die Geburt eines Kronprinzen, so sehr sie auch seinen patriotischen Sinn befriedigte, hatte ihm gewisse Pläne zerstört.

Schon seit längerer Zeit war ihm die liebliche Erscheinung Dragikas aufgefallen; er suchte und fand Eingang in das gastfreie Haus, der nähere Umgang mit dem jungen Mädchen schürte das Feuer seines Herzens zur Glut, und nur das gelassene Benehmen seiner Angebeteten, der Mangel jeder Aufmunterung ihrerseits ließen ihn zweifeln. Da bot sich die Gelegenheit zu einer Wette in Bezug auf das bevorstehende Ereignis, und er beschloß, die entscheidende Frage durch diese Wette zugleich zur Lösung zu bringen. Er hatte auf eine Prinzessin gewettet — und nun hatte er verloren.

Fatal — wirklich sehr fatal!

Es klopfte, und auf das barsche „Herein!“ schob sich Toska in das Zimmer; furchtsam und unentschlossen blickte das sonst so kecke Mädchen auf den Mann, der das Schicksal ihres Herzallerliebsten in seiner Hand hatte. Sie vergaß dabei ganz den Auftrag, den sie erhalten hatte.

„Was bringst du, Toska?“ fragte der Offizier, der aufgestanden war und dem schönen Mädchen schäkernd unter das Kinn griff.

Da begann das Mädchen jämmerlich zu weinen und um Gnade zu flehen. „Nicht prügeln, den Prohinar,“ schluchzte sie, „keine Stockstreiche! Toska ist schuldig — ich hab' ihm die Krainerwürste gegeben — Gnade, Herr, Gnade!“

Der Offizier wiegte ernst seinen Kopf. „Liebes Kind,“ sagte er, „viel wird ja nicht zu machen sein, aber —“

„Ich hätt's ja nicht gewagt, zum Herrn Oberleutnant zu kommen, aber mein gnädiges Fräulein hat mich geschickt,“ jammerte Toska weiter.

„Das Fräulein hat dich geschickt?“

„Ja! Das Fräulein Dragika —“

„Auch sie verwendet sich für den Schlankl?“

„Freilich — freilich! Sie will Sie ja selber darum bitten, und Sie sollen gleich herüberkommen, nicht erst Abends!“

„Damit dein braver Prohinar noch heute abend mit dir tanzen kann?“ Der Oberleutnant hatte das recht strenge sagen wollen, allein die willkommene Botschaft stimmte ihn weich, und so fuhr er fort: „Nun, wir wollen einmal Gnade für Recht ergehen lassen, und deinem Prohinar die Angst und den Schrecken als Strafe gelten lassen. — Ist's so recht?“

„Darf ich's ihm gleich sagen?“ rief Toska hoch erfreut.

„Wart nur ein bisserl. Wir gehen an der Kaserne vorbei und lassen deinen Schatz gleich heraus. Heute soll sich alles freuen, es ist uns ja ein Kronprinz geboren.“

„Ach ja — die liebe, gute Kaiserin!“ jubelte Toska.

„Noch eines! Mit dem Fräulein darfst du nicht eher sprechen, als bis ich selber mit ihr gesprochen habe.

Verstehst du? Am besten wird es sein, du bleibst gleich eine halbe Stunde bei deinem Prohinar!“ sagte Hauer, indem er seinen Säbel umschnallte.

Gefolgt von dem strahlenden Mädchen begab sich der Offizier auf das Kastell, ließ die Wache herausrufen und schenkte zur Feier des heutigen Ereignisses allen Hausarrestanten die Strafe, ja er gab ihnen sogar die Erlaubnis, über den Zapfenstreich ausbleiben zu dürfen. Prohinar aber, den er zu sich heranrief, gab er statt des Vormittags zurückgewiesenen Papierzehnerls einen blanken Silbergulden. Und solche waren damals sehr selten.

— — — — — — — — — — — — —

Fräulein Dragika ging sofort auf die Sache los, als der Oberleutnant mit einem stattlichen Blumenstrauß sich bei den Damen einfand.

„Herr Oberleutnant,“ sagte sie, „ich danke Ihnen, daß Sie hergekommen sind. Es war eigentlich unpassend von uns, Sie zu bemühen, um so mehr, da es sich um Ihre verlorene Wette handelt, die ich sofort einzulösen bitte.“

Hauer verbeugte sich stumm.

„Also,“ fuhr Dragika fort, „ich bitte als Preis Ihrer verlorenen Wette um die Freilassung und Begnadigung sämtlicher heute bestraften Leute Ihrer Batterie.“

„Mein Fräulein, ich bin unglücklich, Ihnen nicht zu Diensten sein zu können, denn soeben komme ich von der Kaserne, wo ich allgemeinen Generalpardon aus Anlaß des frohen Ereignisses des Tages bereits verkündigt habe.“

„Ah!“

„Ich bin aber anderseits um so glücklicher, noch Ihr Schuldner bleiben zu dürfen.“

„Die Schuld ist ja doch schon getilgt durch Ihre

Großherzigkeit!“ mischte sich Frau v. Jaglo in das Gespräch.

„Erlauben Sie, daß ich anderer Meinung bin,“ begann Hauer unsicher und nach einem passenden Übergange suchend. „Ich kann es nämlich nicht leugnen, daß ich doch lieber die Wette gewonnen hätte.“

„Und wie hätte ich die Wette einlösen müssen?“

„Ich hätte Sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt.“

„Zu lebenslänglicher Gefangenschaft?“

„Ja, mein Fräulein — zur Gefangenschaft mit mir zusammen, denn ich hätte so gerne Ihre süßen Fesseln getragen.“

Das Wort war gesprochen. Eine kleine Pause entstand, während welcher Oberleutnant Hauer verlangend nach dem schönen Mädchen blickte, welches verlegen zu Boden sah.

„Nun, Sie haben ja nicht gewonnen, also können Sie eine so harte Buße auch nicht auferlegen,“ rief Frau v. Jaglo lachend.

„Würde ich sie sonst haben auferlegen dürfen?“ fragte Hauer stürmisch.

„Fragen Sie die da!“ Frau v. Jaglo deutete auf ihre Tochter.

Dragika aber sagte gar nichts, war glühend rot geworden und senkte den Kopf.

Da stürzte ihr der Offizier zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

4.

Herbst und Winter verstrichen dem jungen Ehepaare in ungetrübtem Glücke.

Nur der berüchtigte Neujahrsgruß, den Kaiser Napoleon III. an Baron Hübner, den österreichischen

Botschafter in Paris, richtete, erweckte schwere Besorgnisse. Man rüstete im Frühjahr in Österreich zum Kriege; am 28. April 1859 erging die Kriegserklärung, und Tags darauf gingen die österreichischen Truppen über den Grenzfluß Ticino, um in Sardinien einzurücken. Die französischen Divisionen überschritten die damals noch durch keinen Schienenstrang durchbohrten Alpen, und bald sahen sich die Österreicher in der Flanke bedroht und zum Rückzug gezwungen.

Die Ticinobrücke wurde durch den Major Belrupt vom Geniestab zu früh und unvollständig gesprengt, was für die den Österreichern nachrückenden Franzosen einen großen Vorteil bot. Die bereits am rechten Ufer befindlichen Truppen mußten daher Stellung nehmen, um den weiteren Übergang der noch zurückgebliebenen Österreicher zu sichern.

Auch der Oberleutnant Hauer hatte seine Batterie in Stellung gebracht. Der eigentliche Batteriekommandant, Hauptmann Braun, befand sich noch jenseits des Flusses beim Brigadier.

Es war eben eine kleine Pause im Gefecht eingetreten, während welcher die Artilleristen mit brennenden Lunten kampfbereit bei ihren Geschützen standen.

Da sprengte der Batterietrompeter heran und meldete, daß Hauptmann Braun verwundet jenseits der Brücke liege.

Rasch wurde aus Wischerstangen und Pferdedecken eine Tragbahre verfertigt, und vier Kanoniere liefen zurück, ihren Hauptmann zu holen.

Bald näherte sich der traurige Zug, und Hauer ging ihm entgegen.

„Aus ist's mit mir, Freunderl," stöhnte der Hauptmann. „Lebt wohl, Kanoniere, euer Häuptling wird euch nimmer kommandieren. — Hier, Kamerad Hauer,

hast du die Batteriekasse" — und er überreichte dem Oberleutnant ein in blaues Papier eingeschlagenes Paket. „'s sind genau viertausenddreihundertzweiundfünfzig Gulden fünfzig Kreuzer. Hab's alleweil bei mir getragen. Jetzt übernimmst du das Geld. Oder willst du es erst zählen?"



Natürlich lehnte Hauer dies ab und suchte seinen Hauptmann zu trösten. Der aber winkte nur müde mit der Hand und ließ sich dann weiter zum Verbandplatz schaffen.

Traurig sahen die Kanoniere ihrem Hauptmann nach. Hauer aber bedachte, daß es doch nicht gut sei, die ärarischen Gelder bei sich zu tragen, denn wie leicht fällt ein Batteriekommandant bei seinen Rekog-

noszierungsritten irgendwo an einsamer Stelle, wird ausgeplündert und trägt dann noch den Makel an sich, öffentlichen Geldern nicht die gehörige Fürsorge gewidmet zu haben. Er entschloß sich daher, das Geld in einem Geschütze zu verwahren, wo es zunächst am sichersten lag, und übergab es dem Vormeister der sechsten Kanone, an welcher er eben vorbeiging. Der Vormeister steckte das Paket in das Geschützrohr und widmete dann seine Aufmerksamkeit wieder den Truppenbewegungen.

Der Übergang dauerte noch immer fort, aber immer eiliger zogen die Truppen über die Brücke, und immer weniger wurden ihrer, offenbar wirkte bereits der Druck des nachrückenden Gegners.

Jetzt tauchten auch die Rothosen auf. Die Batterie begann mit Kartätschen zu feuern, aber immer mehr Abteilungen des Gegners drängten über die schlecht gesprengte Ticinobrücke, auch fuhr drüben schon Artillerie auf.

Die Aufgabe Hauers war erfüllt, der Rückzug so lange als möglich gedeckt, er konnte also nun auch an den Abmarsch seiner Batterie denken. Geschützweise vom rechten Flügel, zuerst die Haubitzen, protzten die Geschütze auf und preschten hinter den noch stehenden im gestreckten Galopp in eine neue, etwa sechshundert Schritte weiter rückwärts ausgesuchte Stellung. Vier Geschütze waren unter Leitung Hauers so aus der Stellung gebracht, der Oberleutnant gab noch seine Weisungen und jagte, ohne die beiden letzten Geschütze abzuwarten, zu seinen bereits in Bereitschaft stehenden, vorher abgefahrenen Geschützen zurück.

Die feindliche Artillerie, die bisher ohne Erfolg das Abfahren der Geschütze zu stören versucht, hatte sich aber nun eingeschossen, und gerade als das sechste Geschütz die steile Böschung hinaufjagte, traf eine Granate

die Achse, riß einige Speichen und Felgen weg und verwundete zwei Bedienungskanoniere. Natürlich fielen auch die anderen drei und kugelten auf den Boden, während die Bespannung durchging, den Protznagel abbrach und mit der Protze davonjagte. Das Geschütz lag umgestürzt auf der Böschung.

Bestürzt erhoben sich die drei unbeschädigt gebliebenen Kanoniere. „Jetzt heißt's, die Haxen aufn Buckel nehmen," meinte einer, und auch die beiden Verwundeten schleppten sich hinter den Damm in Deckung.

„So hab'n m'r nit g'wettet, mei' Kanon' gib ich den Rothosen nit!" schrie der Vormeister, schnitt mit dem Schnappmesser ein daumenlanges Stück der brennenden Lunte ab, riß eine Patrone im geöffneten Lafettenkasten auf und steckte das Luntenstück hinein.

„So," rief er, „jetzt habt's die Bescherung — und jetzt, Kinder, lauft!" —

Oberleutnant Hauer war eben bei der Batterie in der Aufnahmestellung eingetroffen, als auch die leere Protze des sechsten Geschützes im wilden Galopp angerast kam. Atemlos meldete ihm der Vormeister die Beschädigung und den Verlust des Geschützes.

Hauer schrie auf. „Und wo ist das blaue Paket mit dem Geld?"

Das hatte der getreue Prohinar gehört. „Hol' ich gleich," rief er, und trotz alles Abwehrens des Oberleutnants jagte Prohinar zum sechsten Geschütz zurück.

„In der Mündung steckt's!" schrie ihm der Vormeister nach.

Mittlerweile waren die ersten Spitzen der Franzosen bei der Böschung eingetroffen und wollten sich schon auf die Beute stürzen, als ein alter erfahrener Sergeant die sich kräuselnde Rauchsäule aus dem Lafettenkasten bemerkte. Mit lautem Zuruf machte

er auf die Gefahr aufmerksam, und alle warfen sich knapp an der Böschung zur Erde, durch Schreien und Winken die nachrückenden Truppen vom Näherkommen abhaltend.

In diesem Augenblick sprang der brave Prohinar an das Geschütz heran, riß das blaue Paket aus der Mündung und lief, so rasch ihn seine Füße tragen konnten, wieder davon*).

Ein scharfer Knall, dem bald weitere folgten — Eisentrümmer und Stücke des Lafettenkastens flogen ihm um die Ohren. Dann eine kleine Pause und dann ein wildes „Vive l'Empereur!" Die Franzosen gingen sofort auf beiden Seiten des Dammes zum Angriff vor. Aber von seiten der Österreicher fuhren die Kartätschen der feuernden Batterie in die Reihen des Feindes und trieben ihn wieder zurück.

Aus mehreren Wunden blutend, zitternd vor Aufregung und Anstrengung, brachte Prohinar seinem Herrn das blaue Paket.

„Herr Oberleutnant," rief er, „hab' ich in Laibach was ins Geschütz gesteckt, was nicht hineingehört hat, hab' ich jetzt dafür was herausgeholt, was — eigentlich auch nicht hineingehört hat."

„Ich werd's Ihm gedenken," sagte Hauer.

„Aber Herr Oberleutnant, ich bitt' schön, nicht wieder mit fünfundzwanzig —"

„Doch, Prohinar, aber mit fünfundzwanzig Dukaten für deine Toska zur Aussteuer."

Und dann erteilte er seiner Batterie den Befehl zum Abmarsch.

*) Siehe das Titelbild.





# Rätselhafte Wanderer am Himmelszelt.

Astronomische Skizze von H. Wolffram.



Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Nur die älteren unter den Mitlebenden haben sich des eigenartig prächtigen Schauspiels erfreuen dürfen, das ein auch dem unbewaffneten Auge sichtbarer großer Komet dem irdischen Beobachter darbietet, denn es sind mehr als fünfundzwanzig Jahre vergangen, seitdem einer dieser geheimnisvollen Himmelswanderer der Erde und der Sonne gleichzeitig nahe genug kam, um uns den Anblick seiner fremdartigen Herrlichkeit auch ohne künstliche Hilfsmittel genießen zu lassen, und auch er stand an Pracht der Erscheinung weit zurück hinter manchem seiner vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten aufgetauchten Vorgänger, der für Millionen Menschen, je nach dem Stande ihrer Erkenntnis, ein Gegenstand der Bewunderung oder auch des Schreckens und der Sorge gewesen ist.

Die Kometen, in früheren Zeiten auch Irrsterne oder Haarsterne genannt, galten abergläubischen Gemütern von jeher als bedrohliche Himmelszeichen von schlimmster Vorbedeutung. Krieg und Pestilenz, wenn nicht gar der Weltuntergang, sollten durch ihr Erscheinen angekündigt werden, und aus alten Zeichnungen ungewöhnlich „scharfsichtiger“ Beobachter wird uns offenbar, daß man die warnenden Symbole

in Gestalt von Schwertern, Dolchen, abgeschlagenen Menschenköpfen und ähnlichen unzweideutigen Dingen mit vollster Klarheit in dem Schweif des unheilkündenden Kometen zu unterscheiden wähnte.

Vorstellungen von so unheimlicher Art werden durch das Erscheinen eines Haarsternes heutzutage wohl



Komet mit drei Schweifen (1858).

nur noch in sehr wenigen überängstlichen Gemütern wachgerufen, und die einzigen Menschen, denen so ein rätselhafter Vagabund im weiten Weltenraume einige Sorge und Kopfzerbrechen verursacht, sind gegenwärtig die Astronomen, denen es nicht immer nach Wunsch gelingen will, eine befriedigende Auskunft über das „Woher“ und „Wohin“ zu erhalten.

Von allen unseren Fernrohren erreichbaren Himmels-

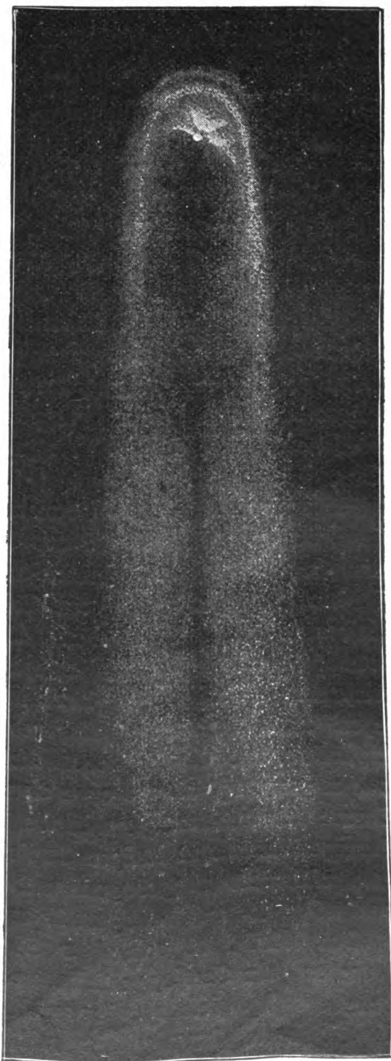
körpern haben sich die Kometen bisher als die für die Forschung am schwersten zugänglichen erwiesen, und die vermeintlichen Kanäle auf dem Mars oder der geheimnisvolle Ring des Saturn sind ihrer Deutung um vieles näher als die zum Teil höchst merkwürdigen Erscheinungen an diesen gleichsam zu kurzem Besuch innerhalb unseres Sonnensystems auftauchenden und scheinbar auf Nimmerwiedersehen entschwindenden rätselhaften Himmelskörpern.

Um ein beträchtliches Stück freilich sind wir der Erkenntnis ihres Wesens im Lauf der Jahrhunderte immerhin näher gerückt, und die als richtig erwiesene Berechnung einiger Kometenbahnen darf mit Fug als einer der stolzesten Triumphe der astronomischen Wissenschaft angesehen werden. Muß man doch in Betracht ziehen, daß ein Komet auch unseren vollkommensten Teleskopen immer nur während eines verschwindend winzigen Teiles seiner oft unermeßlich langen Bahn sichtbar bleibt, und überdies gerade in demjenigen Teile, der der mathematischen Berechnung die geringste Handhabe bietet und die denkbar größten Schwierigkeiten entgegensetzt.

So wie das Bild eines Kometen sich unserem bewaffneten oder unbewaffneten Auge darstellt, lassen sich in allen Fällen ohne weiteres zwei besonders auffallende Teile unterscheiden, die man in naheliegender Vergleichung als den Kopf und den Schweif des Haarsternes bezeichnet. Der erstere erscheint als eine meist ziemlich helle, runde Masse, die sich nach der Mitte hin augenfällig verdichtet, aber nie die scharfen Umrißlinien anderer Gestirne aufzuweisen hat. Der Schweif aber ist ein von diesem Kopfe ausgehender heller Streifen, der mit zunehmender Länge immer breiter und immer weniger leuchtend wird, und dessen Sub-

stanz von außerordentlich geringer Dichtigkeit sein muß, da selbst Sterne bescheidener Größe hinter ihm sichtbar bleiben, ohne die geringste Schwächung oder Brechung ihres Lichtes zu erleiden.

Eine allen Kometenschweifen gemeinsame charakteristische Eigentümlichkeit ist, daß sie stets von der Sonne abgewendet bleiben. Sonst aber ist ihr Aussehen bei den einzelnen Haarsternen sehr verschieden, und man hat sogar wiederholt Kometen beobachtet, die nicht bloß einen, sondern mehrere deutlich unterschiedene Schweife aufzuweisen hatten. Der prachtvolle Donatische



Coggias Komet vom Jahre 1874.

Komet vom Jahre 1858 besaß deren drei, und der vom Jahre 1744 soll sich sogar eines Schmuckes von sechs fächerförmig ausgebreiteten Schweifen erfreut haben.

Was die Länge dieses rätselhaften Anhängsels betrifft, so ergibt die astronomische Berechnung da oftmals die imposantesten Zahlen. Kometenschweife, die für das menschliche Auge 90 Grad des Himmelsgewölbes oder darüber einzunehmen schienen, müssen sich über Hunderte von Millionen Kilometer im Weltenraume erstreckt haben, und man berechnet beispielsweise den Schweif des Kometen von 1811 auf eine Länge von neunzig Millionen, den des Kometen von 1843 aber auf eine solche von zweihundertfünfzig Millionen Kilometer.

Wie der Kopf eines Kometen im Fernrohr aussieht, veranschaulicht besonders deutlich unsere Abbildung des Coggiaschen Kometen vom Jahre 1874, dessen sich die älteren unter unseren Lesern noch aus eigener Anschauung erinnern werden. Man unterscheidet hier deutlich den von der Wissenschaft als den Kern bezeichneten dichtesten Teil, der manchmal fast das Aussehen eines Fixsternes hat, und die ihn umgebende Lichthülle, die Coma, deren Anblick die Vorstellung wachrufen muß, als ob eine von dem Kern nach der Sonne hinstrebende leuchtende, anscheinend dampfförmige Materie in einiger Entfernung von dem Kern nach rückwärts umgebogen und zu dem lang nachwallenden Schweif ausgereckt würde.

Doch bleibt während der Sichtbarkeitsdauer eines Kometen sein Aussehen keineswegs das gleiche. Es verändert sich vielmehr fortwährend, und namentlich die Lichtentwicklung pflegt mit der Annäherung an die Sonne gewaltig zuzunehmen. Sie wird dann mit-

unter so stark, daß bei einigen Kometen, wie bei dem vom Jahre 1843, wenigstens der Kopf auch bei hellem Tage sichtbar bleibt.

Von der Zahl der den Weltenraum durchschweifen-



Der große Komet des Jahres 1882.

den Kometen, auch nur derjenigen, die dauernd oder vorübergehend unserem Sonnensystem angehören, kann man sich wohl kaum eine zutreffende Vorstellung machen, denn weitaus die meisten von ihnen entziehen sich nicht nur dem bloßen Auge, sondern auch den stärksten unserer

Fernrohre. Man hat seit Christi Geburt ungefähr fünfhundert große, mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbare Kometen gezählt. Wenn man aber bedenkt, daß die Zahl der sogenannten teleskopischen, das heißt nur mit Hilfe von vorzüglichen Instrumenten erkennbaren Kometen eine um vieles größere war, und daß wir selbst die großen, hellen Kometen überhaupt nur unter besonders günstigen Umständen zu Gesicht bekommen, so darf man getrost annehmen, daß sie nach Hunderttausenden, wenn nicht nach Millionen zählen.

Woher nun kommen diese anscheinend so unsteten Wanderer, und wohin ziehen sie, wenn sie unseren Blicken entschwinden? Wir wissen längst, daß es im unendlichen Weltenraume kein regelloses Durcheinander gibt, und daß unabänderliche Gesetze jedem Gestirn die Bahn vorzeichnen, die es zu durchmessen hat. Schon die Beobachter vergangener Jahrhunderte hegten darum keinen Zweifel, daß solche Gesetze auch für die Kometen Geltung haben müßten, und Borelli sprach als der erste die Vermutung aus, daß die Bahn der Kometen eine Parabel sei.

Doch erst die von Newton aufgestellte Gravitationstheorie lieferte die wissenschaftliche Begründung für die Annahme, daß die für die Bewegung der Kometen geltenden Gesetze wesentlich dieselben sein müßten, die den Lauf der Planeten bestimmen. Er behauptete, daß sie sich in Kegelschnitten bewegen müßten, deren Brennpunkt die Sonne bildet.

Seit Newtons und seines Schülers Halley Zeiten hat man mit so viel Genauigkeit, als die gegebenen Beobachtungsverhältnisse sie ermöglichten, die Bahn von mehr als dreihundert Kometen berechnet, und es hat sich ergeben, daß bei 255 als Bewegungsbahn die

Parabel, bei 60 die Ellipse und bei zweien die Hyperbel anzunehmen ist.

Die sogenannten parabolischen und hyperbolischen Kometen könnten sonach, da ihre Bewegungsbahn keine geschlossene Kurve bildet, nur ein einziges Mal in die Nähe der Sonne und in unseren Gesichtskreis gelangen und müßten, nachdem sie uns für kurze Zeit ihren



Brooks' Komet vom Jahre 1893.

Anblick vergönnt, auf Nimmerwiederkehr in den unermeßlichen Weltenraum hinauswandern.

Die elliptischen dagegen müßten in bestimmten Zwischenräumen zur Sonne zurückkehren, und der Zeitpunkt der Wiederkehr müßte sich bei zutreffender Berechnung ihrer Bahn mit Genauigkeit vorhersagen lassen.

Der Ruhm, als der erste die gelungene Probe auf dies Exempel gemacht zu haben, gebührt dem schon





Der Danielsche Komet (1907).

genannten Schüler Newtons, dem englischen Astronomen Halley, dem der von ihm berechnete und auf seinen Namen getaufte Komet die Unsterblichkeit gesichert hat. Halley war durch seine Berechnungen zu dem Schluß geführt worden, daß der im Jahre 1682 beobachtete große Komet der nämliche sei, von dessen Erscheinen Berichte aus den Jahren 1607 und 1531 vorlagen, und er sagte seine Wiederkehr für das Jahr 1758 voraus. Ihm selbst war es nicht vergönnt, den Triumph einer Erfüllung seiner Prophezeiung zu erleben, denn er starb als Fünfundachtzigjähriger im Jahre 1742.

Am 25. Dezember 1758 aber wurde durch den gelehrten Bauern Palitzsch in Prohlis bei Dresden zuerst ein Komet gesichtet, der mit höchster Wahrscheinlichkeit als der Halleysche angesprochen werden durfte. Nach den übereinstimmenden Berechnungen verschiedener Astronomen wäre danach sein abermaliges Erscheinen für die Mitte des November 1835 zu erwarten gewesen, und mit einer Abweichung von nur drei Tagen von dem für sein Erscheinen angesetzten Termin stellte er sich in Wahrheit pünktlich den in höchster Spannung nach ihm ausschauenden Himmelsforschern dar. Seine abermalige Sonnennähe müßte in das Jahr 1911 oder 1912 fallen. Wir haben also einige Hoffnung auf das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft.

Die Umlaufszeit eines von Pons am 26. November 1818 entdeckten Kometen war von dem Entdecker auf 72 Jahre berechnet worden. Eine durch den deutschen Astronomen Encke bewirkte genauere Bestimmung seiner Bahn führte jedoch zu dem unerwarteten, aber seither durch die Erfahrung bestätigten Ergebnis, daß die Umlaufszeit dieses jetzt auf den Namen Enckes getauften

Kometen nur $3\frac{1}{4}$ Jahre beträgt. Seine Wiederkehr wurde für das Jahr 1908 erwartet, und schon im Januar erfolgte die Meldung, daß er von Professor Wolf auf dem Astrophysikalischen Observatorium Königstuhl bei Heidelberg auf photographischem Wege aufgefunden sei. In der Tat stand der Haarstern, den Professor Wolf auf seine Platte bekommen hatte, ungefähr an der Stelle des Himmels, an der man den Enckeschen Kometen vermuten mußte.

Spätere Vergleichungen der von Wolf gewonnenen Positionsbestimmungen mit der auf das genaueste vorausberechneten Bahn des Enckeschen Kometen ergaben indessen so erhebliche Abweichungen, daß die Identität beider Himmelskörper bezweifelt werden muß. Wenn es sich nicht um einen neuen Kometen handelt, so liegt die Vermutung nahe, daß sich der Enckesche Komet gleich manchem anderen seiner Gattung seit seinem letzten Erscheinen in unserem Gesichtskreise geteilt hat, und daß der jetzt beobachtete Teil durch den Zertrennungsprozeß in eine stark veränderte Bahn getrieben worden ist. Die Richtigkeit der Enckeschen Berechnung kann durch diese überraschende und bis zur Stunde noch nicht völlig erklärte Wahrnehmung jedenfalls nicht in Frage gestellt werden.

Die Umlaufszeiten der übrigen als elliptisch erkannten Kometen haben sich, da es sich meist um äußerst schwache teleskopische Beobachtungsobjekte handelte, nur sehr unsicher bestimmen lassen. Sie bewegen sich meist in den Grenzen zwischen drei und dreizehn Jahren. Doch waren auch nicht wenige darunter, deren Umlaufszeit mehrere hundert, ja, mehrere tausend Jahre betragen muß, so daß eine Nachprüfung der Rechnung auf Grund ihres tatsächlichen Wiedererscheinens nicht nur für die lebende, sondern auch für eine hübsche

Anzahl kommender Generationen leider unmöglich ist. Nun ist aber die dauernde Bewegung eines unserem Sonnensystem angehörigen Himmelskörpers in der Bahn einer Parabel nach den Gesetzen der Mechanik überhaupt nicht denkbar. Bei der geringsten Verzögerung seiner Geschwindigkeit muß nämlich die Parabel in eine Ellipse, bei der geringsten Beschleunigung in eine Hyperbel übergehen. Solche Geschwindigkeitsänderungen sind aber schon deshalb ganz unausbleiblich, weil ja die Kometen innerhalb des Sonnensystems auch der verschieden starken Anziehung der Planeten unterworfen sind, in deren Nähe sie geraten. Beweis dafür ist der Lexellsche Komet, dessen Umlaufszeit infolge der Annäherung an den Planeten Jupiter zweimal eine Änderung erlitt, und der Komet Brooks', dessen Umlaufszeit aus der nämlichen Ursache von vierzig auf nur etwas über sechs Jahre herabgesetzt wurde.

Es ist also anzunehmen, daß alle jetzt elliptischen, periodisch wiederkehrenden Kometen sich einst in einer parabolischen Bahn durch den Weltenraum bewegten. Vielleicht haben aber auch diejenigen Astronomen recht, die da behaupten, daß die Bahn aller Kometen eine mehr oder weniger langgestreckte Ellipse sei. Die oben angedeuteten Schwierigkeiten der Berechnung gestatten eben nach dieser Richtung hin keinen absolut sicheren Schluß. Gewißheit ist nur, daß in vielen Fällen zwischen der Sonnennähe eines für uns sichtbar gewordenen Kometen und seiner Wiederkehr ein Zeitraum liegen müßte, lang genug, um nicht nur uns, unsere Kinder und Kindeskinder, sondern überhaupt alles Leben auf der Erde inzwischen vergehen zu lassen. Auch bliebe für diese allerseltensten Gäste immer noch die Möglichkeit offen, daß sie auf ihrer weiten Reise in den Bann, in den Anziehungskreis eines Himmels-



Der Danielsche Komet kurz vor seinem Verschwinden.

körpers gelangen, der nicht unserem Sonnensystem angehört, und der sie diesem für alle Ewigkeit entführt.

Die bemerkenswertesten großen, mit bloßem Auge sichtbaren Kometen der neueren Zeit, von denen wir unseren Lesern einige nach photographischen Aufnahmen vorführen, waren die aus den Jahren 1744, 1811, 1843, der sehr lange sichtbare Donatische vom Jahre 1858, die von 1861 und 1862 (die Umlaufszeit des letzteren wurde auf 121½ Jahre berechnet), der Coggiasche von 1874 und die beiden Kometen vom Jahre 1882, von denen der erste, der Komet Wells, für die astronomische Wissenschaft dadurch besonders bedeutsam geworden ist, daß sein Spektrum den unzweifelhaften Nachweis für die Wirkung von der Sonne entstammenden elektrischen Kräften bei der Bildung der Kometencoma lieferte, während der zweite, der Komet Bernet, das bisher nie gesehene Schauspiel eines Zerfalls in vier kleinere Kometen darbot, die nunmehr selbständige Bahnen von verschiedener Umlaufsdauer beschreiben.

Im Jahre 1893 erschien der Komet Brooks, interessant dadurch, daß sein Schweif eine Knickung erlitt, die man aus dem Zusammenstoß mit einem Meteoritenschwarm erklären zu können glaubte, und im Jahre 1907 folgte ihm der von Daniel entdeckte Komet, dessen schöne Erscheinung unsere beiden letzten Abbildungen wiedergeben. Da, um ein scharfes Bild des Kometen zu erhalten, die teleskopische Kamera seiner außerordentlich schnellen Bewegung genau folgen muß, erklärt sich einleuchtend die auf den ersten Blick so befremdliche Erscheinung, daß die übrigen Sterne nicht wie bei anderen Himmelsphotographien als kreisrunde Scheiben, sondern als langgezogene Striche auf der Platte hervortreten.

Beide Kometen, der Brooksche wie der Danielsche, waren zwar für eine kurze Zeit auch dem bloßen Auge

sichtbar, aber ihre Auffindung war so schwierig, und ihre Erscheinung ohne künstliche Vergrößerung so wenig imposant, daß sie wohl nur sehr wenigen zu Gesicht gekommen sein werden.

Die Frage, ob unserer bedächtig dahinwandelnden Mutter Erde aus der Begegnung mit einem Kometen jemals ernstliche Gefahr erwachsen könnte, ist schon oft aufgeworfen und von den Astronomen ebenso oft im beruhigendsten Sinne beantwortet worden. Daß wir gelegentlich den Schweif eines Kometen passieren, ist keineswegs ausgeschlossen und könnte sich sogar schon hie und da in Wirklichkeit ereignet haben. Wir würden davon eben nichts anderes merken, als daß uns etwa das schöne Schauspiel eines besonders starken Sternschnuppenfalls beschieden wäre.

Die Berührung mit dem Kopfe eines Kometen müßte dagegen als ein höchst bedenkliches Vorkommnis bezeichnet werden, da man ausgerechnet hat, daß die Hitzeentwicklung groß genug sein würde, um Granit zum Schmelzen zu bringen. Aber man hat auch ausgerechnet, daß die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zusammenstoßes gleich 1 : 281,000,000 wäre. Und durch eine in so nebelhafter Ferne liegende Gefahr braucht sich doch am Ende niemand den Schlummer seiner Nächte stören zu lassen.





# Die Kinder der Frau v. Wuthenow.

## Novelle von Henriette v. Meerheimb.

### 1.

(Nachdruck verboten.)

„Mama, du bist so schrecklich unmodern!“ rief Hildegard v. Wuthenow und wippte behaglich in ihrem Schaukelstuhl auf und nieder. „Welcher Mensch nimmt denn heutzutage noch eine Kochfrau ins Haus? Man bestellt einfach telephonisch alles beim Koch. Der bringt's, und die Geschichte ist abgemacht.“

Frau v. Wuthenow zog mit einem energischen Ruck ihr schwarzes Spitzenhäubchen etwas tiefer über den grauen Scheitel. „Diesen Vorwurf, daß ich unmodern bin, höre ich täglich so oft von euch, daß der mich weiter nicht sehr erschüttert. Ihr seid ganz einfach faul — alle drei, findet es aber hübscher, das ‚modern‘ zu nennen. Es kommt ja auch schließlich auf dasselbe hinaus. Heute hilft euch freilich alles nichts. Eine von euch dreien muß nach der Pariser Straße fahren. In Nummer 119 wohnt eine Kochfrau, die mir warm empfohlen worden ist.“

„Schreib ihr doch eine Karte, wenn's denn durchaus eine Kochfrau sein soll.“

„Nein, ich will gleich Antwort haben. Mach dich also nur bald auf den Weg, Hildegard.“

„Bedaure — ich habe zu arbeiten.“

„Zu arbeiten?" Frau v. Wuthenow zog erstaunt die Augenbrauen hoch. „Hier im Schaukelstuhl?"

„Aber, Mama! Arbeiten besteht doch nicht nur im Staubwischen!" Hildegard deutete auf den Federwedel in ihrer Mutter Hand. „Kopfarbeit ist weit anstrengender wie Handarbeit. Übrigens, beiläufig gesagt, ist es ganz unhygienisch, Staub auf diese Weise zu vertreiben. Du wedelst ihn nur vom Klavierdeckel auf, er fliegt herum — direkt in meine Lungen. Man bestellt also einen Staubsauger, wenn man —"

„Nun hör aber auf mit dem Unsinn!" rief die alte Dame. „Das paßt mir absolut nicht in meinen Hausstand."

Hildegard sah gen Himmel. „Eine Mutter, drei Töchter und ein Mädchen für alles — das nennt man Hausstand!"

Frau v. Wuthenow seufzte. „Kind, ich kann doch nichts dafür, daß dein Vater uns unbemittelt zurückließ!"

„Ich auch nicht, Mama."

„Nein — du auch nicht! Armes Kind, mir tut's ja leid genug um deine zerstörten Hoffnungen."

„Ihr habt euch allerdings unverantwortlich benommen, teure Eltern. Erstens durftet ihr euch überhaupt gar nicht heiraten, auf nichts hin — unmodern, höchst unmodern! Zweitens mußte Papa wenigstens General werden und nicht plötzlich am Herzschlag sterben. Und drittens — na, das ist nun eben alles nicht mehr zu ändern!"

„Hildegard, wenn man schön ist, wie du es bist, kann man immer noch einmal sein Glück machen!"

„Hier — Berlin W, Lützowstraße 256, drei Treppen hoch — schwerlich! Wer verkehrt denn bei uns? Ein paar junge Assessoren, einige Leutnants von der Kriegs-

akademie — sehr verliebt, sehr arm. Danke verbindlichst! Das hätte ich schon vor sechs Jahren haben können."

„Anträge hast du genug gehabt, solange dein Vater noch lebte."

„Jawohl, in Düsseldorf war's Mode, sich in die schöne Hildegard Wuthenow zu verlieben. Resultat stets das gleiche: Hatte er was, wollten's seine Eltern nicht, hatte er nichts, wollten's meine Eltern nicht. Jetzt verwerte ich alle meine Liebeserfahrungen schriftstellerisch."

„Im Erleben von Liebesgeschichten warst du groß, Hildegard, aber beim Schreiben darüber scheint's zu hapern. Du findest ja nie einen Verleger."

„Nein. Merkwürdig — nicht wahr? Die guten Leute haben augenscheinlich gar keinen Unternehmungsgeist. In den Romanen weisen sie auf den Redaktionen das ‚schöne junge Mädchen mit dem Manuskript unter dem Arm' zwar auch meist hartherzig ab, aber der Redakteur einer besonders gut gehenden Zeitschrift ist dann doch wenigstens so taktvoll, sich schnurstracks in die junge Schriftstellerin zu verlieben und sie ihrer ‚Talentlosigkeit' wegen zu heiraten, weil er annimmt, sie kann nicht schreiben, daher wird sie wohl gut kochen können. — O ahnungsloser Engel, du! Wie gewöhnlich habe ich aber auch hierin Pech. Mich haben die Herren Redakteure kaum angesehen und nur etwas Unverständliches vor sich hin geknurrt, was so viel heißen sollte wie: ‚Mach die Tür gefälligst recht bald von außen wieder zu!'"

„Beste Hildegard, durch alle diese Rederei komme ich nicht zu meiner Kochfrau! Willst du nun gehen oder nicht?"

„Nein, Mama! Schick doch Jane."

„Jane liegt im Bett. Sie ist ja so zart!“

„Dann Ilse.“

„Ilse ist zu jung dazu.“

„Hm — so war's stets bei uns. Ich war zu schön, Jane zu zart, Ilse zu jung, um etwas zu tun. Am Ende mußtest du stets alles allein machen, Muttel. Wir Töchter waren eben unvorsichtig in der Wahl unserer Eltern, aber ihr nicht minder in der eurer Kinder. — Na, laß gut sein, Mama, zur Kochfrau gehe ich zwar nicht, aber ich will dir großmütig verzeihen, daß ich schön, arm und unbrauchbar bin, denn daran bist du nun doch einmal schuld.“

„Hildegard, manchmal bist du wirklich unausstehlich.“

„Zugegeben. Aber du glaubst nicht, wie liebenswürdig ich sein könnte, wenn ich einen Mann hätte, der in der angenehmen Lage wäre, mir ein lenkbares Luftschiff, ein Automobil, einen Brillantschmuck zu schenken, der im Sommer auf seinem Waldschloß, im Winter in Paris mit mir lebte und alles blind bewunderte, was ich täte.“

„Blödsinn!“

„Natürlich ist's Blödsinn. Aber noch viel blödsinniger ist es, daß ich mit all meiner Schönheit und Jugend hier versauern muß.“

„Nun, vielleicht fliegt dein gewünschter Millionär mit seinem lenkbaren Luftschiff demnächst durch unseren Schornstein!“

„Direkt auf den Kochherd, an dem die schöne Hildegard gerade Kartoffelsuppe kocht. Brillanter Romanschluß! — Muttel, mein literarisches Talent stammt entschieden von dir. Laß mich diese Eingebung jetzt sofort verarbeiten, und ich sage dir —“

Aber Frau v. Wuthenow hatte keine Zeit, das ab-

zuwarten. Sie setzte sich an den Schreibtisch und verfaßte einen Brief an die bewußte Kochfrau.

„Einen Brief wird Ilse wohl überbringen können. Meinst du nicht auch, Hildegard?“

„Gewiß, wenn sie das Haus findet und nicht statt des Briefes ihre Nase zurückläßt.“

Die Mutter wußte nicht, ob sie lachen oder sich ärgern sollte. Schließlich konnte sie aber doch nicht ernst bleiben. Sie trat hinter den Schaukelstuhl und umfaßte Hildegards braunen Kopf mit beiden Händen. „Ach, du nichtsnutziges, süßes Mädel!“ Sie küßte das entzückend schöne, zu ihr emporgewandte Gesicht. „Was bist du für ein Plagegeist — und böse kann ich dir doch nie sein!“

„Lohnt auch nicht, Muttel! Laß mich nur ab und zu Unsinn schwätzen.“

„Hildegard, ich kenne dich besser, wie du dich selber kennst. Alle deine Reden sind Galgenhumor. Du kannst die dumme Geschichte mit dem Leutnant Krönich nicht vergessen.“

„Die Geschichte war weniger dumm wie traurig. Übrigens wird Herr v. Krönich wohl inzwischen Rittmeister geworden sein.“

„Einerlei. Schön hat er sich nicht benommen, dir jahrelang gehuldigt und dann sich mit einem anderen, reicheren Mädchen verlobt.“

Hildegards Gesicht war sehr ernst geworden. „Was sollte er denn anderes tun, Mama? Wir haben uns sehr lieb gehabt — Krönich wollte jedes Opfer bringen, seine Laufbahn aufgeben — alles. Das mochte ich nicht. Ihr hättet ja auch nie eure Einwilligung gegeben. Papa bat dann um Egons Versetzung. Krönich hat immer noch gewartet und gehofft — schließlich mußte er eben eine reiche Fabrikantentochter heiraten.

Wer kann ihm das verdenken! Ich nicht. — Aber lassen wir lieber dies Thema ruhen, Mama."

Frau v. Wuthenow war eine Weile still. „Ruf mir Ilse," bat sie endlich, indem sie der Tochter liebkosend über das volle Haar strich.

„Was solche Mütter auch immer für Anforderungen stellen!"

Hildegard stand langsam auf. Um ihre schlanke Gestalt legte sich ein schwarzer Tuchrock in glatten Falten. Die weiße Hemdenbluse wurde von einem breiten gelbledernen Gürtel zusammengehalten. Wie eine Königin, die sich's bequem gemacht hat, sah sie in ihren stets sehr einfachen Kleidern aus.

Diesmal wurde sie aber der Mühe überhoben, die Schwester in der sechszimmerigen Wohnung aufsuchen zu müssen, denn Ilse stürmte eben im kurzen weißen Tennisrock, einen Matrosenhut auf dem krausen blonden Haar, zur Tür herein. Den Schläger schwang sie in der Hand.

Jane folgte langsamer. Sie war noch etwas blaß vom langen Lesen im Bett. Mit ihren großen, schwärmerischen Blauaugen sah sie zwar sehr zart, aber auch sehr hübsch aus wie alle diese drei Töchter, um deren Besitz manche Mutter im stillen Frau v. Wuthenow beneidete.

„Mama, ich gehe jetzt!" rief Ilse eilig der Mutter zu. „Um elf Uhr fängt das Tennis an."

„Warte, liebes Kind! Hier diesen Brief bringst du erst nach der Pariser Straße."

„Aber —"

„Es muß sein! Hildegard denkt ihren Roman zu Ende, Jane hat Kopfweh und —"

„Warum liest sie auch die halbe Nacht!"

„Gleichviel — sie hat's nun doch einmal getan."

„Mama, ich komme gewiß zu spät zum Tennis!“

„Dann spielst du eben eine halbe Stunde weniger. Jetzt paß auf! Also du fährst mit der Elektrischen hier vorm Hause fort bis zur Pariser Straße. Die Bahn Nummer 78 — grün — mußt du nehmen. Pariser Straße 119 wohnt die Kochfrau Kruse. Ihr selbst gibst du diesen Brief und bestellst mir ihre Antwort. Wenn sie ausgegangen ist, so laß den Brief in ihrer Wohnung und sage, ich müsse umgehend Bescheid erhalten. — Hast du mich verstanden, Ilse?“

„Gott, ich bin doch kein Idiot!“

„Nein, aber ein schrecklicher Windbeutel. — Also, was sollst du tun?“

„Den Brief in den nächsten Kasten stecken und mit der 78 nach dem Hausvogteiplatz fahren.“

„Ilse!“

„Muttel, ich hab's ja kapiert. Wird alles richtig besorgt. — Adieu — Adieu!“

Weg war sie.

Frau v. Wuthenow trat auf den kleinen Balkon. Hastig schob sie den Wandschirm, an dem die daran befestigte Äolsharfe einen kläglich heulenden Ton hören ließ, beiseite. Mit Nadeln angesteckte Papierfächer und seidene Tücher lösten sich ab und fielen zur Erde.

Jane, deren Geschmack der Balkon seine Verschönerungen verdankte, seufzte ebenso jämmerlich wie die Windharfe. „Mama, du verdirbst die ganze Efeuwand!“ jammerte sie.

Aber Frau v. Wuthenow hörte nicht darauf. Rücksichtslos puffte sie all den Krimskrams, der den kleinen Balkon beengte, fort und beugte sich über das eiserne Gitter, denn sie mußte sehen, ob ihre hoffnungsvolle jüngste Tochter auch wirklich die richtige Elektrische bestieg. Natürlich — da kaufte sie sich erst noch einen

Veilchenstrauß im Blumenladen — trotzdem der Wagen schon heransauste.

„Ilse — Ilse!"

Frau v. Wuthenow winkte und schrie, ohne zu bedenken, daß die Tochter das unmöglich unten auf der Straße bemerken konnte.

„Mama, du fällst übers Geländer!" warnte Jane mit ihrem langsamen, süßen Traumstimmchen.

Die alte Dame kam aufgeregt und erhitzt ins Zimmer zurück. „Im letzten Augenblick, als die Bahn schon wieder im Fahren war, ist sie aufgesprungen!" berichtete sie entsetzt. „Hinten auf der Plattform steht sie neben einem Briefträger und unterhält sich mit ihm."

„Wenn ich sie recht kenne, gibt sie ihm den Brief zur Besorgung und den Rest ihres Taschengeldes dazu, damit sie eher zum Tennis kommen kann," lachte Hildegard. „So, und nun stört mich nicht mehr — ich will schreiben."

„Wir werden dich nicht hindern. Jane träumt wie gewöhnlich, und ich muß in die Küche," antwortete Frau v. Wuthenow etwas übellaunig.

„Ich träume nicht, Mama! Ich empfinde nur," berichtigte Jane gekränkt. „Das kann man nur, wenn man schweigt. Maeterlingk sagt: Beim Reden schließen sich goldene Tore der Seele zu —"

Frau v. Wuthenow legte beide Hände über ihre Ohren. Sie konnte viel aushalten, aber wenn Jane von ihrem neuesten Ideal anfing — das konnte sie nicht aushalten. Sie verschwand schleunigst.

Während also die Mutter kochte, Hildegard dichtete und Jane hinter ihrem Efeu-Äolsharfengitter „sich empfand", schlenderte Ilse gemächlich die Pariser Straße hinunter.

Auf dem Platz vor der Kirche blühten Hyazinthen und Narzissen. Kinder spielten auf den sorgfältig geharkten Kieswegen. Über den Fliederbüschen lag der Schimmer des ersten Grüns. An dem lichtblauen Himmel segelte eine rasch ziehende weiße Wolke. In den noch kahlen Baumästen lärmten die Spatzen.

Ilse stand still und sah den spielenden Kindern, hörte dem Vogelzwitschern zu. Wie wenig genoß man eigentlich doch den Frühling in einer Großstadt! Eine unbestimmte Sehnsucht erfaßte sie. Aber gleich darauf schüttelte sie die elegische Stimmung von sich. Das paßte zu der Träumerin Jane, nicht zu ihr. Ihr Mund spitzte sich zum Pfeifen. Ihre kleinen Füße in den gelben Lederschuhen machten ein paar lustige Tanzschritte.

„Wohnt die Kochfrau Kruse hier?" fragte sie mit so heller Stimme und freundlichem Lächeln, daß selbst der brummige Portier, der seinen struppigen Kopf unwirsch zu dem kleinen Schiebfenster des Hauses 119 herausstreckte und über das ungebührlich heftige Klingeln schelten wollte, das Brummen vergaß und ein überraschend freundliches „Jawohl, Fräulein — Gartenhaus, eine Treppe rechts," herausbrachte.

Ilse hüpfte die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Richtig, da hing ein weißes Porzellanschild: „Frau Kruse, Kochfrau." Die darunter mit Reißnägeln befestigte Visitenkarte übersah sie in ihrer Eile. Sie drückte so stark auf den Knopf der elektrischen Klingel, daß es gellte.

Niemand kam. Noch einmal. Rasch noch ein drittes Mal. Machte denn niemand auf? Die Alte schlief wohl gar? — —

„Himmeldonnerwetter!" Der Referendar Joachim

v. Reitzenstein sah unwillig von seinen Akten auf. „Kommt denn wieder kein Mensch und öffnet! Das wird ja immer toller. Das Recht, so laut zu klingeln, hat doch nur der Geldbriefträger. Frau Kruse — Kruseee! Ist die Alte richtig wieder weg, und ich kann Diener spielen."

Er stieß seinen Stuhl zurück, lief auf den Flur und riß die Tür auf.

„Na, nehmen Sie mir's nicht übel, aber —"

Er stockte. Vor ihm stand ein sehr hübsches junges Mädchen in kurzem weißen Kleid, mit blonden krausen Haaren und einem Tennisschläger in der Hand.

„Wohnt hier Frau Kruse?"

„Ja, aber —"

„Sie ist doch nicht etwa ausgegangen?"

„Das muß sie wohl sein, da sie nicht aufgemacht hat."

„Ach, wie schrecklich!" seufzte Ilse. „Ich habe es nämlich sehr eilig. Kommt sie nicht bald wieder?"

„Sie kann jeden Augenblick kommen. Wenn Sie auf sie warten wollen, gnädiges Fräulein —"

„Ja, wenn's nicht zu lange dauert. Ich muß nämlich zum Tennis."

„Kann ich die Bestellung vielleicht ausrichten?"

„Sie sind wohl der Sohn der Kochfrau?"

Ein leises Lächeln zuckte um Reitzensteins Mund. Aber — ein alter Student macht gern einen kleinen Ulk. Ilses reizendes, frühlingsfrisches Gesichtchen noch ein Weilchen in Ruhe betrachten zu können, war gar zu verlockend.

„Jawohl, mein gnädiges Fräulein, Sie haben es erraten, ich bin der Sohn der Kochfrau. In ihrer Abwesenheit nehme ich die Bestellungen für meine Mutter entgegen. Darf ich bitten?" Er machte die

Tür zu seiner Stube auf. „Wollen Sie gütigst Platz nehmen?“

Mit raschem Ruck rollte er einen bequemen Sessel für sie herbei und setzte sich ihr gegenüber wieder in seinen Schreibtischstuhl.

Ilse besah sich die ziemlich geschmacklose Einrichtung. Offenbar die „gute Stube“ — das verrieten die rotbraunen Plüschmöbel mit den gehäkelten Schutzdeckchen, der Korbblumentisch mit einigen kränklichen Blattpflanzen und das schwarz eingerahmte Bild der Königin Luise über dem Sofa. Der große offene Diplomatenschreibtisch, den Bücher, Akten und Papiere bedeckten, schien gar nicht hierher zu gehören, ebensowenig wie die kreuzweise an der Wand befestigten Rappiere mit der Studentenmütze darüber. Von diesen fort glitten Ilses Blicke zu ihrem Gegenüber.

Hübsch war der Sohn der Kochfrau, groß und schlank gewachsen. Die bequeme graue Hausjoppe saß gut, der schmale Fuß, der auf und nieder wippte, steckte in einem tadellosen Stiefel, die Hände, die auf der Stuhllehne lagen, waren zwar leicht gebräunt, aber sorgfältig gepflegt.

Er schien ihre prüfenden Blicke zu empfinden. „Wann soll denn Frau Kruse — meine Mutter, meine ich, bei Ihnen kochen, gnädiges Fräulein?“ fragte er rasch.

Ilse sah von den verdächtig geschonten Händen fort in sein hübsches, lustiges Gesicht, gerade hinein in seine auf sie gehefteten dunklen Augen, aus denen ein etwas spöttischer Übermut sie anlachte.

„Morgen in vierzehn Tagen. Wir geben nämlich eine Abendgesellschaft,“ antwortete sie wichtig.

„Ein Familienfest?“

„Nein, eine Abfütterung — wissen Sie, wie man

das in Berlin so macht: Fisch, Braten, Speise, Beine unter dem Tisch. Vierzehn Personen können wir gerade setzen. Langweilig ist das natürlich immer."

Reitzenstein versuchte sein Lachen zu verbeißen. Die altkluge, etwas burschikose Redeweise klang sehr drollig aus diesem rosigen Mund, dessen Grübchen und blitzendweiße Zähne sein Entzücken erregten.

„Warum lachen Sie denn?" fragte Ilse erstaunt.

„Ich? Ach, ich dachte nur eben, wie gern ich einmal solch eine Gesellschaft mitmachen möchte."

„Sie kommen wohl wenig aus?"

„Wenigstens nicht in Damengesellschaft. Mit einigen meiner alten Korpsbrüder treffe ich natürlich oft zusammen."

Ilses Erstaunen belehrte ihn über seinen Mißgriff. Er schlug die Augen zu Boden und seufzte hörbar: „Ja, die gute Mutter wollte es durchaus, daß ich studierte. Sogar in eine Verbindung mußte ich eintreten."

„Und dabei ist Ihre Mutter Kochfrau geblieben?"

„Gnädiges Fräulein, Arbeit schändet nicht. Früher, als mein Vater noch lebte, haben wir nicht gedacht, daß wir uns noch einmal so durchschlagen müßten. Aber was hilft's? Meine Mutter verdient durch ihr gutes Kochen sehr viel Geld."

„Das muß hübsch sein. Wir sind nämlich seit Papas Tode auch recht arm," erzählte Ilse. Sie fing an, nach ihrer beliebten Manier mit dem Stuhl auf und ab zu wiegen. Dabei zog sie die ihr lästigen Handschuhe aus. Vor dem Sohn der Kochfrau brauchte sie sich doch wahrhaftig nicht zu genieren! „Aber kochen kann trotzdem keine von uns — wenigstens meine Schwestern und ich nicht. Die arme Mama muß alles allein tun. Hildegard schreibt, Jane liest, und ich radle und spiele Tennis."

„Wollen Sie nicht Kochstunden nehmen, gnädiges Fräulein?“ schlug der geschäftskundige junge Mann vor. „Ich habe meiner Mutter schon manchmal geraten, im Frühling, wenn nicht so viel zu tun ist, Schülerinnen zu nehmen. Wie wär's, wenn Sie den Anfang machten?“

„Ich soll kochen lernen?“ Ilse lachte hell auf.

„Aber, gnädiges Fräulein, wenn Sie heiraten, müssen Sie doch etwas von der Küche verstehen!“

„Ach, wer sollte mich wohl heiraten! Geld habe ich keines, hübsch bin ich auch nicht — wenigstens neben meinen Schwestern Hildegard und Jane nicht. Ich bin die dritte, wissen Sie, für alle drei hat's mit der Schönheit wahrscheinlich nicht gelangt.“

„Sie ist entzückend!“ dachte Reitzenstein. „Wenn nur die Alte nicht jetzt schon zurückkommt und mir den Spaß verdirbt! Ich muß die kleine Dame öfter sehen, ohne mich zu verraten, denn dem ‚Sohn der Kochfrau‘ gegenüber läßt sie sich so unbefangen gehen, wie sie es, wenn sie wüßte, wer ich bin, niemals täte. — Darf ich mir die Adresse und den Namen aufschreiben?“ bat er dann laut.

Er bemerkte, daß Ilse auf einmal rot und verlegen wurde. Seine Blicke mochten sein Entzücken doch wohl zu sehr verraten haben.

„Frau v. Wuthenow — Lützowstraße 256, natürlich drei Treppen,“ diktierte Ilse. „Eigentlich sind's sogar vier Treppen.“

„Um welche Zeit soll Frau Kruse kommen?“

Ilse machte ein ratloses Gesicht. „Das weiß ich wirklich nicht. Davon hat Mama nichts gesagt. Wann geht denn Ihre Mutter immer zu den anderen Menschen?“

Das wußte der Herr Referendar zwar auch nicht

zu sagen, aber er durfte sich keine Blöße geben. „Mutter wird schon wissen, wann's Zeit ist. Sie kann ja auch erst mal herankommen und fragen, was sie alles kochen soll," meinte er.

„Ach ja, bitte, und die Antwort, ob sie den Tag noch frei hat, bekommen wir auch recht schnell — nicht wahr?"

„Heute noch. Mutter wird frei sein — ich verspreche es Ihnen, und sollte sie eine andere Bestellung dafür aufgeben."

„Wie nett das von Ihnen ist!" Ilse stand auf. In ihrer überquellenden Dankbarkeit hielt sie ihm sogar die Hand hin.

Reitzenstein zog die schlanken Finger an seine Lippen.

In ihren Augen lag ein ungläubiges Staunen, als sie ihn noch einmal prüfend ansah. „Adieu, Herr Kruse!" sagte sie dann.

„Wie?"

„Nun, wenn Ihre Mutter Kruse heißt, so werden Sie doch wohl denselben Namen tragen?"

„Natürlich — gewiß. Das heißt — ich bin eigentlich nur der Stiefsohn. Aber das tut nichts. Ich stehe ganz wie ein richtiger Sohn mit der alten Kruse — ich — ich verehre, ich schätze sie, ich —"

„Das ist hübsch von Ihnen! Auch daß Sie ihr helfen, Adressen für sie aufschreiben und so weiter, finde ich reizend. Wir helfen nämlich unserer Mutter fast gar nicht. Und dabei ist sie doch unser richtiges Muttel — keine Stiefmama. Ich will mir aber ein Beispiel an Ihnen nehmen, heut das Tennis sein lassen und gleich nach Hause fahren und ihr Bescheid bringen. — Meinen Sie nicht auch?"

„Ein sehr lobenswerter Entschluß. Und wegen der

Kochstunden — das überlegen Sie sich nur, gnädiges Fräulein!"

„Ich hätte wirklich beinahe Lust dazu."

Reitzenstein begleitete Ilse höflich bis zur Tür. Er sah dem zierlichen Figürchen gespannt nach, das eilig über den Hof schritt. Wie graziös sie ging — wie eine kleine Bachstelze. Alles wippte, der weit zurückgeschobene Matrosenhut, das Gürtelband, jede kleine Nackenlocke.

Ein leichter Veilchenduft schien ihm noch in dem nüchternen Zimmer zu hängen, als er zurückkam. Er setzte sich in denselben Stuhl, der vorhin ihre holde Last getragen hatte, und träumte vor sich hin. Wiedersehen mußte er sie — das stand fest. Nur das „Wie?" war ihm noch nicht ganz klar.

Ob sie wirklich seinen Rat befolgen und bei der alten Kruse Kochstunden nehmen würde? — Vielleicht! Sie schien eine resolute kleine Person zu sein. Vor allen Dingen mußte er aber seine alte Wirtin bearbeiten, daß die ihn nicht etwa verriet.

Nun, das würde nicht allzu schwer sein, denn was eine waschechte Berlinerin ist, die verdirbt so leicht keinen Spaß, besonders wenn man die Bitte um Unterstützung mit einem inhaltvollen Händedruck begleitet. —

Frau Kruse enttäuschte auch seine Hoffnungen nicht.

„Ne — ne, aber so was! Ich soll die Mutter vom Herrn Referendar sein?" Sie strich mit der breiten Hand über ihr dickes, gutmütiges Gesicht: „So 'ne Ehre!"

„Frau Kruse!" Reitzenstein zog ein hellblitzendes Zwanzigmarkstück aus dem Beutel. „Sehen Sie mal her — 'ne schöne Münze — was? Dafür können Sie fast sieben Herrlichkeiten im Dreimarkbasar kaufen und Ihr Wohnzimmer damit zieren — wenn Sie schweigen."

„Herr Referendar, ich sage nischt!“

„Das genügt noch nicht. Loben müssen Sie mich. Bei jedem Eigelb, das Sie in die Mayonnaise rühren, sagen Sie etwas Gutes über mich bei Wuthenows — verstanden? Ich bin Ihr Stiefsohn, solide, häuslich, ein wahres Muster!“

„Na, das versteht sich — sind Sie ja auch! So ’nen guten Mieter hab’ ich noch nie jehabt.“

„Sehen Sie wohl! Also am Fünfundzwanzigsten ist das Fest bei Frau v. Wuthenow. Ich schreibe gleich Bescheid.“

„Wollen der Herr Referendar das wirklich für mich tun?“ Frau Kruse seufzte erleichtert.

„Wird gemacht, Mutter Kruse.“

„Am Ende ist’s besser, ich fahre selber zu den Herrschaften, Herr Referendar. Das kostet auch nur einen Nickel, und dann hör’ ich gleich, was es geben soll.“

„Fisch — Braten — süße Speise, Frau Kruse. Beine unter dem Tisch — vierzehn Personen können Wuthenows gerade setzen.“

„Herr Referendar haben aber gut aufgepaßt.“

„Na ob — wie ’n Heftelmacher. Wenn die Mutter kochen soll, das interessiert einen guten Sohn doch!“

Frau Kruse lachte laut auf. „Herr Referendar, die Geschichte ist zum Kugeln!“

„Wenn Sie sich verraten, ist unsere Freundschaft aus!“

„I, wo werd’ ich denn so dumm sein! Das Grab ist ’ne Klatschbase neben mir.“

„Und wenn die eine Tochter Wuthenow — drei sind es — gern hier bei Ihnen kochen lernen will — wissen Sie, Vormittags oder Sonntags —“

Frau Kruse grinste verständnisvoll. „Ihnen zuliebe macht die alte Kruse alles möglich. Bloß essen

tue ich das nicht gern, was solch junges Ding zusammenpantscht."

„Ich auch nicht, Mutter Kruse. Aber die Gören vom Portier, die haben einen Straußenmagen, die kriegen das auch hinunter. — Und nun schwimmen Sie ab, holde Fee, die Elektrische wartet nicht! Das Fahrgeld können Sie mir ankreiden."

2.

„Du bist schon wieder zurück, Ilse? Natürlich hast du das Haus nicht gefunden, hast wenigstens meinen Brief zurückgebracht! Dich kann man doch auch zu gar nichts gebrauchen, Kind!" schalt Frau v. Wuthenow beim Anblick ihrer so unerwartet früh zurückgekehrten jüngsten Tochter.

„Muttel, du bist direkt ungerecht. Alles hab' ich ganz richtig besorgt!" verteidigte sich Ilse gekränkt.

„Also, die Kochfrau kommt?"

„Ja, das weiß ich wirklich nicht. Sie wird Bescheid schicken."

„Nicht einmal eine ordentliche Antwort bringst du mit!"

„Die Kochfrau war doch ausgegangen. Ich hab' nur mit dem Sohn verhandelt."

Ilse setzte ihren Hut ab und warf ihn auf den Tisch zwischen Hildegards Schreibereien.

„Aber Ilse! Du wischest mir ja meine noch ganz nasse Liebesszene aus!" rief Hildegard entrüstet.

Ilse hörte nicht darauf. „Mama, der Sohn der Kochfrau ist bildhübsch!" erzählte sie eifrig.

„Das ist mir sehr gleichgültig," entgegnete Frau v. Wuthenow ungerührt. „Mich interessiert nur, ob die Mutter kommen und ordentlich kochen kann."

„Denke dir, er war Student — sogar in einer Ver-

bindung. Weiß-grün sind Band und Mütze. Das sind die Farben der ‚Sachsen‘ — nicht wahr?“

„Dummes Zeug! Der Sohn einer Kochfrau wird nicht Korpsstudent gewesen sein. Das hat er dir einfach vorgeschwindelt,“ meinte Hildegard, die ärgerlich an ihrem Manuskript radierte.

„Ich hab' doch die Mütze und die Schläger selber gesehen!“ rief Ilse hitzig. „Alles hängt an der Wand. Er saß am Schreibtisch vor lauter Akten — er ist nämlich schon Referendar.“

Frau v. Wuthenow wurde aufmerksam. „Du hast natürlich wieder eine kolossale Dummheit gemacht, Ilse!“ seufzte sie. „Vermutlich bist du in ein falsches Haus gegangen, und irgend ein junger Herr hat sich einen dummen Witz mit dir erlaubt.“

Hildegard und Jane lachten.

Ilse stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden. „Das ist nicht wahr! Er schrieb doch die Bestellung auf und erzählte mir, er sei der Stiefsohn der alten Kruse. Sie sind erst seit dem Tode des Vaters arm. Ihr braucht gar nicht so dumm zu grinsen, Hildegard und Jane! Der Sohn der Kochfrau ist viel hübscher und eleganter wie alle eure Düsseldorfer Husaren — und die paar klimperkleinen Leutnants, die hier bei uns verkehren. Jawohl, er ist sehr schick — und wenn seine Mutter kochen muß, dafür kann er doch nichts! Daß er sich dessen nicht schämt und der alten Frau hilft, finde ich sehr nett — viel netter, wie daß wir Mama alles allein arbeiten lassen. Und darum bin ich auch heut nicht zum Tennis gegangen, damit Mutter gleich Bescheid haben sollte. Und nun seid ihr alle so häßlich zu mir —“

Ilse fing an zu weinen.

Frau v. Wuthenow zog ihre Jüngste gerührt in

ihre Arme. „Aber Ilse, liebe kleine Ilse, du hast ja deine Sache wunderschön gemacht!“ tröstete sie. — „Und ob die Geschichte mit dem Sohn sich wirklich so verhält, werden wir ja hören, wenn die Kruse kommt. Weine nur nicht mehr.“

„Kochstunden will ich nehmen bei der alten Kruse,“ schluchzte Ilse weiter, „damit ich Mama besser helfen kann.“

Frau v. Wuthenow war tief gerührt. Hildegard und Jane schnitten spöttische, ungläubige Gesichter. Sie bestritten nach wie vor hartnäckig die Möglichkeit, daß der Sohn einer Kochfrau ein alter Korpsstudent und eleganter junger Referendar sein könne. Der Streit wurde immer hitziger.

Erst das Erscheinen der alten Frau Kruse machte dem Wortwechsel ein Ende. Alle waren natürlich neugierig, die würdige Frau zu sehen. Sie wurde daher sofort in das allgemeine Wohnzimmer statt in die Küche geführt.

Aber das Äußere der guten Kruse enttäuschte etwas. Sie sah durchaus nicht wie eine Frau aus, die ihrem Sohn zuliebe einen Beruf ergreift, der eigentlich unter ihrem Stande ist, sondern so dick, behäbig und gewöhnlich, wie eben eine richtige Kochfrau auszusehen pflegt.

Indessen bestätigte sie alle Angaben Ilses und strich ihren lieben Stiefsohn heraus, daß Reitzenstein seine helle Freude daran gehabt hätte.

Aber auch der Küchenzettel, der Frau v. Wuthenow viel mehr interessierte wie die mütterlichen Lobhymnen, war so gediegen und geschickt zusammengestellt, daß alle Parteien befriedigt wurden.

Nach gründlichen Erörterungen empfahl sich Frau Kruse endlich zu Hildegards und Janes Erleichterung. Die beiden behaupteten, durch diese kulinarischen

Unterhaltungen für den Rest des Tages aus jeder poetischen Stimmung gebracht worden zu sein.

Ilse aber, auf deren Gesichtchen heller Triumph über ihren Sieg glänzte, schlich der alten Kruse bis auf den dunklen Korridor nach und zupfte sie am Kleide. „Frau Kruse — ich würde so gern ein bißchen bei Ihnen kochen lernen!“ schmeichelte sie.

Die Alte sah mit schlauem Augenzwinkern in das reizende, bittende Gesichtchen. „Warum denn nicht, Fräuleinchen? Kommen Sie nur zu mir!“

„Aber Mama und die Schwestern dürfen nichts wissen, sonst lacht man mich aus! Wie könnten wir das einrichten?“

Frau Kruse dachte nach. „Frühmorgens geht's am besten. So von neun bis zehn bin ich immer zu Hause. Da zeig' ich Ihnen, wie man Kuchenteig rührt, und zum Geburtstag der Frau Mama können Sie dann schon eine Torte backen. Später im Sommer nehmen Sie dann richtigen Unterricht.“

Ilse war selig. „Gut, Frau Kruse — ich komme. Der Mama sage ich, ich ginge zum Tennis. Darf ich morgen gleich anfangen?“

„Schön, Fräuleinchen. Wir rühren dann Mürbteig, den ißt der Herr Referendar gar zu gern.“

„Ihr Sohn?“

„Jawohl — mein Herr Stiefsohn.“

— — — — — — — — — — — — —

Frau v. Wuthenow war zwar etwas erstaunt, als Ilse erklärte, in der nächsten Zeit stets schon von neun bis zehn Uhr Tennis spielen zu wollen. Da aber diese frühe Stunde auch ein zeitigeres Aufstehen und Nachhausekommen bedingte, so war sie gern einverstanden.

Die Schwestern kümmerten sich nicht weiter um diese geheimnisvollen Ausgänge. Hildegard war mit

ihrer Schreiberei beschäftigt, und Jane lag meist noch im Bett, wenn Ilse schon mit hochroten Backen — das Tennis schien trotz des kühlen Wetters sehr erhitzend zu sein — nach Hause kam.

Der tägliche Kochunterricht bei der alten Kruse gestaltete sich aber auch in jeder Beziehung lehrreich und anziehend.

Der Sohn war meistens anwesend. Oft hielt er die Kuchenschüssel, wenn Ilse die Butter rührte, und gab so verständige Ratschläge, daß man deutlich merkte, er hatte von dem Kochtalent der Mutter manches geerbt.

Frau Kruse selber verschwand meistens nach den ersten kurzen Anleitungen, dann wirtschafteten Ilse und der junge Referendar allein in der kleinen blitzblanken Küche herum. Er saß auf einem dreibeinigen Schemel, hielt die Kaffeemaschine zwischen den Knieen und mahlte Kaffee, während Ilse aufpaßte, ob das Wasser bald kochte. Mit vielem Gelächter und Unsinntreiben brachten sie dann wirklich doch eine ganz genießbare Tasse Kaffee und eßbaren Kuchen zu stande.

Die vierzehn Tage bis zur „Gesellschaft" gingen schnell herum. Da der Geburtstag der Mutter erst im Winter war, so hatte Ilse es vorgezogen, mit Frau Kruses Hilfe unter den bewundernden Blicken des Sohnes kleine Teekuchen zu backen, von deren Wohlgeschmack sich an dem Gesellschaftsabend die Familienmitglieder und die Gäste überzeugen sollten.

Herr v. Reitzenstein fand dieses Gebäck jedenfalls jetzt schon ganz ausgezeichnet. Er küßte die kleinen Hände, die es bereitet hatten, immer wieder und konnte Ilses hausfrauliche Talente nicht genug rühmen.

„Ja — ja, das Fräulein wird mal 'ne perfekte Hausfrau!" stimmte Frau Kruse bei, und dabei sah sie

listig schmunzelnd bald den Referendar, bald Ilse an, so daß die auf einmal ganz rot und verlegen wurde.

„Also morgen früh komme ich nicht, Frau Kruse,“ meinte sie rasch, indem sie nach Hut und Schirm griff. „Da gibt's zu Hause viel zu tun, und Sie kommen auch pünktlich — nicht wahr? — Adieu!“

„Zu schade, daß ich Muttern nicht begleiten darf!“ seufzte der junge Referendar.

In seinen hübschen braunen Augen lag solch eigentümlicher Blick, daß es Ilse ganz sonderbar ums Herz wurde.

„Ja — das ist wirklich schade,“ gab sie zu. „Aber wir können eben nur vierzehn Personen setzen.“

„Wenn aber nun jemand absagt! Dreizehn ist solche Unglückszahl. Dürfte ich dann als Vierzehnter erscheinen — zur Aushilfe? Ich habe einen ganz anständigen Frack.“

„Gut, wenn uns jemand absagt, telephoniere ich Ihnen,“ versprach Ilse. „Aber das wird wohl kaum geschehen.“

„Warum nicht? Manchmal hat man Glück. Vielleicht überfährt ein Automobil einen Ihrer Gäste.“

„Das nennen Sie Glück?“

„Für mich — ja.“

Ilse sah befangen zu Boden.

Reitzenstein, dem sein Betrug doch manchmal zu bedrücken anfing, faßte nach ihrer Hand. „Gnädiges Fräulein, schon längst wollte ich Ihnen etwas erklären. Ich bin nämlich —“

Aber Ilse hatte es plötzlich sehr eilig. Sie entwischte mit dem lachenden Versprechen, ihn ganz gewiß sofort zu benachrichtigen, wenn durch einen „Unglücksfall“ ein Platz für ihn frei werden sollte.

— — — — — — — — — — — — —

Frau v. Wuthenow trieb ihre Töchter zu ungewöhnlich früher Stunde aus den Betten. Das verbesserte die Morgenlaune der jungen Damen keineswegs. Die Mutter mußte wieder manchen Vorwurf über ihre unmodernen Einrichtungen hören, als sie es sich nicht nehmen ließ, das ganze gute Porzellan und Silber eigenhändig abzureiben.

Ilse half ihr eifrig, Hildegard mit der Miene einer Märtyrin, während Jane mit gefalteten Händen gute Ratschläge erteilte.

Frau Kruse erschien erst gegen zwölf Uhr. Zu Entschuldigungen ließ sie sich nicht herbei, sondern machte nur die etwas verächtliche Bemerkung, solch kleines Abendbrot anzurichten, sei für sie nur Spielerei. Trotzdem beanspruchte sie sehr viel Hilfe.

Frau v. Wuthenows Stimmung stand daher schon unter Null, als zum Überfluß noch eine Absage des bestellten Lohndieners einlief, der kaltblütig schrieb, er leide an Rheumatismus und sei unfähig, sich zu rühren.

„Was soll nun geschehen?“ fragte sie bestürzt.

Jane schwieg, Hildegard zuckte die Achseln, Ilse machte ein paar unausführbare Vorschläge.

In diese allgemeine Ratlosigkeit platzte Minna, das Mädchen für alles — eigentlich für nichts, mit einem Brief herein, den ein Soldat soeben abgegeben habe.

Böses ahnend, erbrach Frau v. Wuthenow den Umschlag, las und runzelte ärgerlich die Stirn.

„Eine Absage?“ fragte Hildegard. „Hoffentlich ein Ehepaar, dann sind wir nur noch zwölf Personen, haben heut mehr Platz — und morgen mehr Reste.“

„Leutnant v. Werthern sagt ab. Er ist stark erkältet. Jetzt sind wir richtig dreizehn.“ Frau v. Wuthe-

nows Gesichtsausdruck glich dem eines Feldherrn nach einer verlorenen Schlacht.

„Schadet nichts!“ trösteten die Töchter. „Das ist doch nur ein dummer, unmoderner Aberglaube.“

„Viele Menschen sind abergläubisch. Außerdem fehlt nun für eine Dame der Herr.“

„So geht eben Jane zu Bett. Sie spricht ja doch nichts.“

Aber das wollte Frau v. Wuthenow durchaus nicht. Jane sollte etwas zerstreut werden. „Hildegard — Ilse!“ Die Mutter rief ihre Hilfstruppen zusammen. „Mit dem Silber werde ich allein fertig. Geht aus und seht zu, ob ihr noch eine Freundin für heute abend einladen könnt. Vor allem treibt einen Lohndiener auf. Ich habe noch Adressen.“

Hildegard band ihre Schürze ab. „Ilse kann mit der Freundin ihr Glück versuchen — ich werde auf Lohndienerjagd gehen.“

Ilse war sehr einverstanden. Sie wußte sofort, welche „Freundin“ sie durch das Telephon bestellen würde. Sie umarmte die Mutter stürmisch und lief wie ein Wirbelwind zur Stube und gleich darauf zum Hause hinaus.

Hildegard dagegen kleidete sich erst sehr sorgfältig, mit einer für Frau v. Wuthenows Ungeduld peinigenden Langsamkeit in ihr neues Frühlingskostüm um. Mit flüchtigem Nicken schob sie dann die Adressen in ihren Handschuh und trat mit dem Anstand und der Würde einer Königin ihre Wanderung an.

Sie hatte aber wenig Glück. Keiner der Lohndiener war noch frei. Ja, wenn es gestern oder morgen wäre, aber heute, am Sonnabend, da war jeder längst versagt.

Hildegard mochte noch nicht nach Hause gehen.

Da war's so unbehaglich, und die weiche, etwas regenfeuchte Luft wehte zu verlockend um ihre Schläfen.

Eine kurze Wanderung durch den Tiergarten, am neuen See entlang, konnte sie noch machen. Sie ging also rasch durch die lärmenden Straßen, bis die verhältnismäßige Stille des Tiergartens sie umfing.

Unter den welken, halbvermoderten Blättern regte sich schon wieder leise sprießendes Grün. Die weißen Anemonen reckten ihre zarten Blüten ins Licht. Eine blasse, noch kraftlose Sonne schob sich durch die Nebelschleier. Die Zweige der Bäume standen wie feine, graubraune Federn gegen den matt beleuchteten Himmel. Auf der regungslosen Wasserfläche des neuen Sees spiegelte sich das alles schattenhaft wider.

Hildegard stand lange Zeit am Ufer und sah auf die stille Wasserfläche hinunter.

Das laute, jauchzende Lachen einer hellen Kinderstimme riß sie aus ihren Gedanken. Sie wandte den Kopf. Ein kleiner, etwa vierjähriger Junge lief, so schnell seine Beinchen ihn tragen konnten, herbei. In seinem zusammengerafften Kittelchen trug er Steine, die er vermutlich ins Wasser zu werfen beabsichtigte. In einiger Entfernung folgte ihm ein erhitzt und ärgerlich aussehendes Fräulein, das wahrscheinlich die Ausführung des etwas gefährlichen Spieles verhindern wollte. Ehe der Kleine das Ufer vollends erreicht hatte, hielt Hildegard ihn an einem Zipfel seines weißen Mäntelchens fest.

„Halt dich fest!“ bat sie. „Du könntest sonst fallen, und willst doch gewiß gern die Steine ins Wasser werfen?“

Das Kind sah ihr mit ein paar großen, dunkelblauen Augen erstaunt ins Gesicht.

Sie wußte nicht warum — aber der Blick durch-

schauerte sie seltsam. Wo — wann hatte sie dieselben Augen mit dem ernst fragenden Ausdruck schon einmal gesehen?

Sie hielt die kleine, warme Hand fest in der ihren, während das Kind mit der anderen die Steine ins Wasser warf und jedesmal jubelte, wenn einer klatschend auf der glatten Fläche weitersprang.

Das Vergnügen war noch in vollem Gange, als die atemlose Bonne herankam und das ganz in sein Spiel vertiefte Kind unsanft am Arm schüttelte.

„Ungezogener Junge, wie kannst du mir so davonlaufen!“ schalt sie.

Jede Ungerechtigkeit empörte Hildegard. Sie beugte sich nieder und hob das Kind auf — unbekümmert darum, ob die feuchten Stiefelchen Schmutzspuren auf ihrem hellgrauen Kleide zurückließen. „Ich will aufpassen, daß ihm nichts passiert,“ wandte sie sich gezwungen freundlich an die Bonne. „Er will so gern seine Steine ins Wasser werfen.“

Hildegards stolze Schönheit erzwang immer unwillkürlich ein achtungsvolles Benehmen. Das Fräulein erhob darum weiter keinen Einwand, sondern machte nur die halblaute Bemerkung, daß man Kindern nicht allen Willen tun dürfe, was vielleicht eine Art Entschuldigung für ihr Benehmen bedeuten sollte.

„Sei auch hübsch artig, Egon!“ sagte sie noch und setzte sich dann auf eine in der Nähe befindliche Bank und zog einen Leihbibliotheksband hervor, in dem sie sofort eifrig zu lesen begann.

Hildegard hielt den kleinen Jungen fest an sich gedrückt. „Wie heißt du denn?“ fragte sie, als endlich der letzte Stein im Wasser verschwand.

„Egon v. Krönich.“ Die kleine Hand schob ihr

zutraulich den Hut weiter aus dem Gesicht. „Spielst du noch ein bißchen mit mir, Tante?“

Hildegard ließ das Kind sanft auf den Boden gleiten. „Ja, gern — komm!“ Sie sagte das ganz mechanisch — wie im Traum.

Welch wunderbarer Zufall!

Sollte dies reizende Bürschlein wirklich sein Kind sein? Das Kind des Mannes, den sie so heiß geliebt hatte und immer noch nicht vergessen konnte!

Das in ihr Buch vertiefte Fräulein hätte ihr ja Aufschluß geben können, aber die mochte sie nicht fragen.

„Wo wohnst du denn?“ wandte sie sich wieder an das Kind.

„In der Lessingstraße,“ erzählte der Kleine wichtig. „Aber die Mama wohnt nicht mehr bei uns — die ist im Himmel.“

Hildegard beugte sich herunter und küßte den kleinen, rosigen Mund, der diese traurigen Worte ahnungslos so fröhlich hinplapperte.

„Komm, wir wollen die wilden Enten besuchen!“ schlug sie vor.

Die Enten belustigten Egon sehr. Er wurde immer zutraulicher und schwatzte fortwährend.

Plötzlich aber riß er sich mit dem lauten Schrei: „Papa — da kommt mein Papa!“ von Hildegards Hand los und lief auf mehrere Offiziere zu, die den Weg nach dem Ufer des neuen Sees einschlugen.

Hildegard blieb wie angewurzelt auf ihrem Platze stehen. Sie sah, wie der eine hochgewachsene Offizier im grauen Paletot sich rasch von seinen Begleitern verabschiedete und die kleine, weißgekleidete Gestalt seines auf ihn zu eilenden Kindes zärtlich in die Höhe hob.

Dann kam er, den kleinen, neben ihm her hüpfenden Jungen an der Hand führend, rasch auf sie zu.

„Eine neue Tante hat dir also geholfen, Steine ins Wasser zu werfen?“ fragte Herr v. Krönich, indem er dem Kind folgte, das ihn hastig vorwärts zog.

Noch wenige Schritte — und er stand vor Egons neuer Tante am Rand des leise gegen die Ufer flutenden Sees.

Ihre schlanke, graue Gestalt hob sich zart wie eine Silhouette von dem matt getönten Hintergrund und dem feinen Astgewirr der laublosen Bäume ab.

Er sah in das schöne Gesicht mit den dunklen, langbewimperten Augen und erkannte sie sofort.

„Hildegard!“

Unwillkürlich kam der Name, mit dem er sie einst genannt hatte, von seinen Lippen. Ganz mechanisch grüßte er, ohne die Augen von ihr zu lassen. Wie schön sie noch war — unverändert schön wie einst, trotz der langen Zeit, die zwischen ihrem heutigen Wiedersehen und ihrem bitteren Scheiden lag!

Ihr Mund zuckte. Trotzdem hielt sie ihm freundlich gelassen ihre schmale Hand hin. „Ihr Söhnchen und ich haben Bekanntschaft gemacht. Wie geht es Ihnen, Herr v. Krönich? Wir haben uns lange nicht gesehen. Sie tragen jetzt eine andere Uniform?“

„Ja, ich wurde kürzlich hierher in den Generalstab versetzt,“ antwortete er gezwungen ruhig.

Die Gegenwart versank. Ihr Anblick, ihre Stimme riefen ihm ihr letztes Zusammensein deutlich zurück. Damals, an jenem unvergeßlichen Ballabend in Düsseldorf, hielt er diese schlanke, biegsame Gestalt, die jetzt so unnahbar vor ihm stand, im Arm und drückte heiße Küsse auf den weichen, blassen Mund, während vom Saal nebenan das Schluchzen und Jauchzen der Geigen

gedämpft und doch deutlich zu ihnen hereinklang. Sie hatte ein weißes, luftiges Kleid an und einen Schneeglöckchenkranz im braunen Haar getragen. Wie genau er das alles noch wußte!

„Seit wann leben Sie in Berlin, gnädiges Fräulein?“ fragte er endlich, seine gewaltsam auf ihn einstürmenden Erinnerungen zurückdrängend.

„Seit bald vier Jahren — solange mein Vater tot ist.“

„Gefällt es Ihnen hier?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein — unser Leben ist recht trübselig.“

„Darf ich mir erlauben, Ihnen meinen Besuch zu machen?“

„Wir leben sehr zurückgezogen, Herr v. Krönich.“

„Das tue ich auch — seit dem Tode meiner Frau.“

„Wann starb sie?“

„Vor einem Jahre.“

Hildegard wollte ein paar teilnehmende Worte sagen, aber sie brachte sie nicht über die Lippen, obgleich sie gar zu gern gewußt hätte, ob er den Verlust seiner Frau sehr schmerzlich empfunden hatte.

„Für das Kind war der Tod der Mutter ein großes Unglück,“ sagte Krönich. Es war, als ob er Hildegards ungesprochene Frage erriete.

„Sicherlich!“ antwortete das junge Mädchen einfach, indem sie des Kleinen Gesicht liebevoll streichelte. „Die Bonne scheint wenig angenehm zu sein.“

Krönich seufzte. „Wie viele Hausdamen, Stützen, Bonnen habe ich in diesem einen Jahre schon gehabt! Aber wenn diese unfreundlich mit Egon ist, muß sie natürlich auch gehen. Das Kind ist die Hauptsache.“

„Das meine ich auch.“

Sie waren während des Sprechens bis dicht an

die Bank herangegangen, auf der die Bonne, immer noch in ihr Buch vertieft, saß. Erst als sie unmittelbar vor ihr standen, sah sie auf und erschrak heftig beim Anblick ihres Herrn.

„Egonchen spielte so hübsch mit der Dame,“ murmelte sie verlegen, indem sie ihr Buch zuklappte.

Krönich zuckte nur die Achseln. „Gehen Sie mit dem Kinde jetzt nach Hause, Fräulein!“ befahl er kurz. — „Ich komme bald nach, mein Junge. Ich begleite nur die Tante, die so freundlich zu dir war, noch ein Stückchen.“

Das Kind machte zwar ein trauriges Gesicht, schien aber ein zu gutartiges, sanftes Bürschchen zu sein, um zu widerstreben, ja es lächelte sogar gleich wieder freundlich, als Hildegard versprach, morgen wieder herkommen und etwas Hübsches zum Spielen mitbringen zu wollen.

„Werden Sie das wirklich tun?“ fragte Krönich lebhaft, als die Bonne mit Egon gegangen war.

Hildegard nickte dem Kind, das immer noch das Köpfchen nach ihr und seinem Vater umwandte, zu. „Ja — warum nicht? Ich verspreche nichts — vor allem einem Kinde nichts, wenn ich es nicht halten will.“

„Das sieht Ihnen ähnlich.“

Mit einem zärtlichen Lächeln um den Mund, einem heiß bewundernden Blick in den Augen sah er sie an.

Stumm gingen sie nebeneinander her, um den Rand des stillen Wassers, über das ein aufgescheuchter Entenschwarm mit klapperndem Flügelschlag hinstrich.

„Hildegard!“ Krönich blieb plötzlich stehen. Sein Atem ging rasch. „Vor sechs Jahren haben Sie mir auch einmal etwas versprochen.“

„Was versprach ich Ihnen denn damals? Das ist ja schon so lange her!“

„Keinem anderen wie mir angehören zu wollen. Wissen Sie es noch?“

Sie lachte leise auf. „Das Versprechen war nicht schwer zu halten. Huldigen tut man einem armen Mädchen wohl, aber wenn's ans Heiraten geht —“ Sie zuckte geringschätzig die Achseln.

Er überhörte ihre Worte. „Wissen Sie, daß ich all die langen Jahre hindurch, die zwischen dem heutigen Tage und jenem letzten Abend in Düsseldorf liegen, niemals die Zeitung aufgemacht habe, ohne die geheime Angst: heute wirst du Hildegard Wuthenows Verlobungsanzeige darin lesen! Jedesmal atmete ich wie erlöst auf, wenn ich nichts gefunden hatte.“

„Recht egoistisch von Ihnen!“ meinte sie leichthin. „Sie selbst sind glücklich geworden, warum sollte ich es nicht auch werden?“

„Ich war nie glücklich — keinen Tag, keine Stunde! Sie müssen das wissen. Meine Ehe war ein Vertrag. Meine Frau wollte meinen Namen, ich brauchte ihr Geld, wenn unser altes Stammgut uns erhalten bleiben sollte. Welches schwere Opfer ich damals gebracht habe — das weiß nur ich. Mein Vater stand vor dem Bankrott, meine Geschwister waren unversorgt. Sollte, konnte ich da das Mädchen, das ich über alles liebte, mit in diese trostlos verworrenen Verhältnisse reißen?“

„Nein — Sie taten ganz recht“.

Aber diese kühle Zustimmung schien ihn nicht angenehm zu berühren. „Sie denken sehr ruhig über die Vergangenheit!“ meinte er etwas verletzt.

Hildegard sah zu Boden. Mit ihrer schmalen Fußspitze schob sie ein paar im Wege liegende Steinchen zusammen. „Ich habe gelernt, ruhig zu denken,“ sagte sie endlich leise. „Aber Sie müssen nicht glauben, daß mir das immer leicht geworden ist. Fünf Jahre lang

spielte ich die Rolle einer Ballkönigin in Düsseldorf — nicht wahr? Dann, nach Papas Tod, war mit einem Schlage alles zu Ende. Wir leben hier in Berlin von allen vergessen, wie verschollen für unsere alten Freunde. Auch Sie hätten nicht daran gedacht, uns aufzusuchen, wenn nicht ein Spiel des Zufalls uns heute zusammengeführt hätte."

„Das ist ein Irrtum. Ich habe mich längst bei Düsseldorfer Bekannten nach Ihrer Adresse erkundigt und würde Sie in nächster Zeit sicher aufgesucht haben."

„Warum erst jetzt?"

„Weil ein Jahr verstrichen sein sollte. Denn das wußte ich nur zu gut, daß der erste Blick in Ihr Gesicht genügen würde, um meine nie geschwundenen, nur gewaltsam unterdrückten Gefühle für Sie wieder aufzuwecken," antwortete er mit verhaltener Leidenschaft. „Darf ich also kommen?"

Ein Lächeln zuckte um ihren weichen Mund, in den ernsten Augen lag plötzlich ein schelmischer Ausdruck. „Gut — kommen Sie heute abend um acht Uhr," bat sie nach kurzem Überlegen. „Wir bekamen nämlich eine Absage, und Mama ist in Verzweiflung, weil wir nun dreizehn Personen bei Tische sind. Wollen Sie?"

„Ob ich will, Hildegard!"

Aber sie zog ihre Hand, nach der er faßte, schnell fort. „Wir müssen uns erst wieder kennen lernen, Herr v. Krönich. In sechs Jahren verändert man sich — auch innerlich."

„Sie nicht!"

„Sie irren. In mir ist manches gestorben. Nur ein gewisser Galgenhumor half mir über vieles hinweg. Ich zucke die Achseln oder lache, wenn andere weinen und sich grämen. Sie denken überhaupt zu ideal von mir. Gerade heraus gesagt: hätte sich in

diesen sechs Jahren eine annehmbare Partie für mich gefunden, ich würde schlankweg den ersten reichen Mann geheiratet haben, der mich zur Frau wollte. Weshalb auch nicht?"

„Gewiß! Weshalb auch nicht?"

In seinen schönen dunkelblauen Augen lag derselbe traurig vorwurfsvolle Blick, den sie vorhin in den süßen Augen seines Kindes gesehen hatte.

Ein plötzliches Mitleid durchzuckte sie, als sie sah, daß sein Haar an den Schläfen bereits ergraute, und der Ausdruck seines einst so heiteren Gesichts sehr ernst geworden war. Ja, auch er mußte gelitten haben — anders wie sie, gewiß, aber vielleicht nicht weniger schwer. Eine große Woge von Schmerz und Bitterkeit ging noch einmal über sie hin, wenn sie an die Vergangenheit dachte. Dann straffte sich ihre schlanke Gestalt, ihre Augen leuchteten auf. Ihr war, als ob ein eiserner Reifen, der um ihr Herz gelegen hatte, plötzlich zerspringe, all die kranken, wehen Gefühle, mit denen sie sich so lange marterte, langsam von ihr abfielen.

Die Vergangenheit kam nicht wieder, die süße, selig jauchzende Zeit der ersten Jugend und hellaufflammenden Leidenschaft, aber ein stilles, abgeklärtes Glück, das konnten sie beide noch einmal finden.

„Hier trennen sich unsere Wege. Ich muß nach Hause. Also heute abend acht Uhr — Lützowstraße 256."

„Was wird Ihre Frau Mutter sagen zu dieser Unbescheidenheit, ihr gleich so ins Haus zu fallen? Darf ich nicht wenigstens vorher noch einen Besuch machen?"

„Ums Himmels willen nicht! Bei uns steht alles Kopf wegen der Einladung. Sie haben keine Ahnung von den Umständen, die solch Ereignis in unserem

kleinen Haushalt macht. Auf Lohndienerjagd war ich auch — natürlich vergeblich."

„Darf ich meinen Diener schicken?"

„Sehr liebenswürdig. Ich glaube, das gewinnt Ihnen Mamas Herz sofort."

„Daran liegt mir sehr viel. Aber noch mehr daran, die Schneekälte der Tochter zu schmelzen."

„Sehen Sie mal dorthin! Unter dem toten Laub blühen lauter kleine, weiße Anemonen, ganz matt und blaß sehen die aus nach dem langen, harten Winter. Gleich kann man keine roten Rosen pflücken. Man muß zufrieden sein, wenn überhaupt noch Leben da ist. Haben Sie mich verstanden?"

„Ja, Hildegard — ich verstehe, was Sie meinen. Ich weiß, daß ich überhaupt nichts verlangen kann. Alles ist unverdiente Gnade, auch unser heutiges Wiedersehen!"

Unbekümmert um die neugierig nach dem schönen Paar sich umsehenden Menschen, die an ihnen vorübergingen, zog er ihre Hand an seine Lippen, und mit entzückten Blicken sah er ihr nach, bis sie mit ihren federnden Schritten um die nächste Ecke verschwunden war.

3.

„Hast du einen Lohndiener?"

Das war die erste Frage, die Frau v. Wuthenow ihrer Tochter zurief, als diese endlich mit hochroten Wangen und hellglänzenden Augen zu ihr trat.

„Und was sollen denn die vielen Schneeglöckchen bedeuten? Du schleppst ja eine ganze Wagenladung mit. Was willst du nur damit?"

„Kränze davon binden, Mutti. Ich will heute abend einen Schneeglöckchenkranz im Haar tragen —

und damit das nicht auffällt, sollen Jane und Ilse auch jede einen aufsetzen."

„Merkwürdige Idee! — Und der Lohndiener?"

„Ein Diener kommt. Herr v. Krönich schickt seinen. Und die vierzehnte Person ist er selbst."

„Wer?"

„Herr v. Krönich. Sprach ich den Namen nicht deutlich? Einst wurde er in unserem Hause recht oft genannt. Also Hauptmann v. Krönich — er ist nämlich jetzt Hauptmann im Generalstab — macht uns seinen Antrittsbesuch gleich heute abend."

„Kommt seine Frau vielleicht auch? Dann sind wir fünfzehn — und vierzehn Personen können knapp sitzen."

„Seine Frau ist seit einem Jahre tot, Mama."

Hildegard fing jetzt an, die Schneeglöckchen zu sortieren und die langgestielten zusammenzubinden.

Der alten Dame wirbelte der Kopf. „Was bedeutet das alles, Hildegard?"

„Das bedeutet, daß es endlich wieder Frühling wird, Mama. Die Anemonen im Tiergarten blühen — und heute trage ich einen Schneeglöckchenkranz im Haar, wie damals vor sechs Jahren in Düsseldorf bei unserem letzten Zusammensein!"

„Hildegard — ich kann das alles nicht so schnell fassen!"

„Schadet nichts, Muttel. Du hast deinen Diener zum Auftragen — und den Vierzehnten bei Tisch auch. Also sei zufrieden."

„Und was soll weiter werden? Krönich ist dir immer noch lieb, das weiß ich wohl. Willst du dich noch einmal von ihm narren lassen? Und könntest du dich überhaupt entschließen, seine zweite Frau zu werden?"

„Hm — sein Kind ist prächtig. Die Bonne aber behandelt das arme Kerlchen schlecht. Um das endgültig zu hindern, würde ich mich vielleicht zu solchem Opfer aufschwingen, den Herrn Hauptmann zu heiraten.“

„Wenn er fragt!“

„Das tat er eigentlich heute schon.“

„Und du?“

„Ich bin nicht umsonst Janes Schwester — und habe doch etwas von ihrem Maeterlinck gelernt.“

Frau v. Wuthenow stöhnte. „Jane sitzt seit einer Stunde mit unserem jungen Hausarzt allein im Salon.“

„Der wird sich ja prachtvoll mit ihr unterhalten!“

„Wahrscheinlich. Ich höre immerzu nur ihn reden. Sein Automobil steht sich indes vor der Tür die Räder in den Boden.“

„Das läßt auf eine mäßige Praxis schließen.“

„Eigentlich mehr auf sehr viele Zeit. Du bist übrigens angezogen, Hildegard, geh zu ihnen hinein und sieh zu, daß du ihn mit guter Manier los wirst. Ich finde es geradezu unpassend, daß der junge Mann so lange allein mit Jane ist.“

„Ach, Mama — Jane! Wenn er um die anhält, bringt sie ja nicht einmal ein Ja oder Nein heraus! Selbst dazu ist sie zu bequem. Ich muß jetzt meine Kränze binden.“

„Kind, wenn das nur nicht Unglück bringt! Du trugst schon einmal solchen weißen Kranz, und nachher wurde alles so traurig.“

„Diesmal nicht!“

Hildegards braune Augen lachten die Mutter in strahlendem Übermut siegessicher an.

Frau v. Wuthenow strich sich über die feuchten

Wimpern. Lange Jahre hatte sie dies glückliche Leuchten in den Augen ihrer schönen Lieblingstochter nicht mehr gesehen.

Drinnen im Salon schien sich der junge Arzt endlich empfehlen zu wollen.. Ein Stuhl wurde gerückt. Dann murmelten zwei Stimmen noch ein Weilchen — endlich rollte das Automobil von der Haustür fort.

Frau v. Wuthenow riß die Tür zum Salon auf. „Das war ja ein ewig langer Besuch, Jane! Was hat dir der Doktor denn gegen dein Kopfweh verordnet?"

„Er sagte, ich solle nicht so viel lesen, sondern lieber spazieren gehen."

„Und zu diesem Rezept braucht er zwei Stunden?"

„O, wir haben uns über vieles unterhalten. Er ist ein sehr gebildeter Mann. Er kennt alles von Maeterlinck."

„Großer Himmel!"

„Ich habe Herrn Doktor Rüger zu heut abend eingeladen, Mama. Er kommt sehr gern."

Die alte Dame hob die Hände gen Himmel und stöhnte. Hildegard ließ vor Erstaunen den halbfertigen Kranz in den Schoß sinken.

„Jane, das war der Moment, wo du hättest, wie dein Prophet Maeterlinck es anrät, schweigen sollen, statt zu reden. Jetzt sind wir also glücklich fünfzehn bei Tisch! Denn Hildegard hat noch einen alten Bekannten eingeladen, Ilse bringt gewiß auch noch eine Freundin mit. Was sollen wir da machen?"

Ein rettender Gedanke tauchte in Hildegard auf, aber ehe sie ihn noch aussprechen konnte, stürmte Ilse ins Zimmer mit den Worten: „Mama, ich habe den Sohn der Kochfrau eingeladen zu heut abend, damit wir nicht dreizehn sind!"

„Den Sohn der Kochfrau? Bist du toll, Ilse?"

fuhr Hildegard auf, während Frau v. Wuthenow ihre jüngste Tochter völlig sprachlos vor Schreck anstarrte.

„Nun, und weshalb denn nicht?“ verteidigte sich Ilse. „Ein Referendar hat jedenfalls mehr gelernt wie ein Leutnant!“

„Ilse, du hast eine unerhörte Taktlosigkeit begangen! Warst du etwa im Hause bei dem jungen Menschen, während du weißt, daß seine Mutter hier bei uns kocht?“ fragte Frau v. Wuthenow streng.

„Nein — ich habe telephonisch mit ihm gesprochen.“

„Nun, dann kannst du noch alles rückgängig machen. Lauf sofort hin und telephoniere, du hättest dich versprochen — zieh dich aus der Sache, so gut es geht.“

„Fällt mir nicht ein, ihn wieder auszuladen! Er freut sich so auf heute abend — und ich auch.“

„Du auch? Was soll denn das heißen?“

„Ich mag ihn schrecklich gern. In den letzten Wochen hab' ich ihn täglich gesehen, wenn ich bei der alten Kruse Kochstunden nahm, statt Tennis zu spielen.“

„Ilse, wie konntest du uns so hintergehen!“

„Muttel, schilt nicht. Ich habe prachtvoll Kuchen backen gelernt. Heut abend sollst du dich wundern!“

„Das werde ich wohl in jeder Beziehung tun. — Jetzt sind wir also glücklich sechzehn Personen, und während die Mutter draußen ihres Amtes als Kochfrau waltet, sitzt der Sohn — als Gast an unserem Tisch! Das geht doch einfach gar nicht! Ich werde abschreiben. Und dir, Ilse, verbiete ich ein für allemal, wieder zu der alten Kruse zu gehen. Der werde ich meine Meinung übrigens noch gründlich sagen.“

„Aber, bitte, erst nach dem Essen, Mama, sonst verdirbt sie alles!“ bat Hildegard. „Am besten wär's, wir machten gute Miene zum bösen Spiel. — Freilich, Ilse, es ist ein unglaubliches Stück! Den Sohn

der Kochfrau einzuladen! Wenn das unsere anderen Gäste erfahren!"

Ilse lachte nur. „Er ist hübscher wie alle übrigen, sogar mit drei multipliziert. Außerdem habt ihr euch ganz gehörig anführen lassen. Er ist gar nicht der Sohn der Kochfrau, sondern wohnt nur bei ihr. Nur aus Ulk nennt er sie Mutter Kruse. Er heißt Joachim v. Reitzenstein, ist Referendar, bald Assessor und —"

„Mein Gott, was soll denn nun das wieder bedeuten, Ilse? Du schwatzest solchen Unsinn, daß ich nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht."

Ilse kniete neben der Mutter nieder und versteckte lachend den blonden Kopf in deren Schoß. „Mutti — es ist ja ein zu himmlischer Witz! Freilich, angelogen hat er mich gehörig, der Strick — oder vielmehr, er hat aus Ulk zugestimmt, als ich ihn als Sohn der Kochfrau anredete. Nachher fand er nicht den Mut, die Sache aufzuklären, weil er Angst hatte, ich dürfte dann nicht mehr zu den Kochstunden kommen. Und die waren doch zu himmlisch! Erst heute am Telephon hat er mir alles gestanden. Ich hab' mich schon halb totgelacht."

Frau v. Wuthenow schob Ilse mit einem energischen Ruck von sich: „Das wird mir aber doch zu bunt! Ich kann die ganze Konfusion nicht mehr verstehen. Macht, was ihr wollt heute abend. Ich habe das Gefühl, in einem Tollhaus zu sein. Hildegard kommt plötzlich mit ihrer alten Flamme an, und du gar mit dem Sohn der Kruse, der nun wieder nicht einmal ihr Sohn sein soll! Sechzehn Personen ladet ihr ein — und dabei können vierzehn mit Mühe und Not sitzen. Und Jane, die sonst nie den Mund auftut, fordert sogar ihren Arzt auf! Was soll nur werden?"

„Überlaß alles mir, Mama!" Hildegard hatte ihre

Kränze beendet und setzte sie probeweise den Schwestern und sich selbst auf. „Sehr hübsch steht uns das. Und nun kommt und helft mir. Ich werde das ändern. Wir wollen nicht an einem langen Tisch essen — ich arrangiere lieber ein Büfett. — Ilse, geh zu deiner irrtümlichen Schwiegermutter in die Küche und sage ihr, die Speisen sollten heute abend alle kalt sein. — Jane, du bestellst noch Eis und Torten beim Konditor. Ich schreibe alles auf, dann brauchst du den Mund nicht zu öffnen. — Mama, du ruhst dich jetzt aus oder machst Besuche. Vor sieben Uhr darfst du nicht nach Hause kommen!“

„Meinetwegen. Schlimmer wie verrückt kann's ja nicht werden!“

Als Frau v. Wuthenow endlich mit vielen Seufzern und Kopfschütteln das Haus verlassen hatte, nahm Hildegard mit der Miene eines sieggewohnten Eroberers die Vorbereitungen in Angriff. Da sie von Natur sehr geschickt und praktisch war, dies im gewöhnlichen Leben nur nicht anzuwenden liebte, so flog ihr die Arbeit nur so von der Hand. Die Zimmer wurden sämtlich umgeräumt, mehrere zierlich gedeckte kleine Tische aufgestellt. In der Eßstube prangte das Büfett mit all den Herrlichkeiten, die Frau Kruse so vorzüglich zu bereiten verstand. In jede Vase und Schale, die sich auftreiben ließ, steckte sie Tannenzweige, grausamtene Weidenkätzchen und Anemonen. Tannengrün und die ersten weißen Frühlingsblumen verstreute sie auch über die Tafel. Als dann Kronleuchter, Kerzen und Lampen unter lichtgelben Schirmen brannten, gab es wirklich ein hübsches Bild. Man konnte die sonst ein wenig nüchterne Einrichtung kaum wiedererkennen.

Die vielen Blumen, das leuchtende Grün, die

brennenden Lichter idealisierten alles. Die drei reizenden Mädchengestalten in ihren weißen Kleidern und den Schneeglöckchenkränzen in den Haaren sahen wie der Frühling selber aus.

Im Triumph wurde die Mutter nach ihrer Rückkehr überall herumgeführt. Ilse gab ihr einen selbstgebackenen Teekuchen zu versuchen, Hildegard, die kühle, stolze Hildegard, fiel ihr stürmisch um den Hals, und Jane machte ganz verzückte Augen, schwatzte sogar förmlich und stritt heftig mit Hildegard, weil sie durchaus allein an einem Tisch mit dem jungen Doktor sitzen wollte. Die anderen Herren wären ja alle zu unwissend, um ihre Gespräche zu verstehen.

Mitten in diesen Disput hinein meldete der bereits eingetroffene Diener den Hauptmann v. Krönich.

Frau v. Wuthenow, die noch nicht angezogen war, entfloh eiligst, Jane und Ilse zogen sich hinter den Türvorhang zurück, dessen leises Schwanken verriet, daß die beiden jungen Damen natürlich dahinter stehen blieben.

Krönich war mit dem Vorsatz hergekommen, durch langsames vorsichtiges Umwerben Hildegards erkaltete, verbitterte Gefühle umzustimmen, als sie ihm aber jetzt in dem leise nach Tannengrün duftenden, hellerleuchteten Zimmer entgegentrat, ganz ebenso wie damals vor sechs Jahren: im weißen Kleid, Schneeglöckchen im Haar und an der Brust — da fielen alle seine klugen Entschlüsse wie ein Kartenhaus beim ersten Windstoß zusammen. Er warf den Strauß roter Rosen, den er ihr mitgebracht hatte, auf den Tisch und zog die schöne, nur leise widerstrebende Gestalt stürmisch in seine Arme.

„Hildegard — o Hildegard, du trägst dieselben Blumen wie an jenem Abend! Du liebst mich

noch!“ flüsterte er, indem er sie wieder und wieder küßte.

Sie legte die Arme um seinen Hals und streifte mit ihren Lippen leise die verblaßten Haare an seinen Schläfen. „Darum liebe ich dich, und weil dein Kind so süß und mutterlos ist!“ antwortete sie ganz leise.

„O du —“ Mehr brachte er im ersten Augenblick nicht heraus. „Nun ist ja alles gut. Und die langen, einsamen Jahre ohne dich sind nur ein banger, schwerer Traum gewesen.“

Als Frau v. Wuthenow im eilig angelegten Festgewand den Salon betreten wollte, hielten Ilse und Jane sie an den Falten ihres Kleides fest.

„Still, Mama — störe sie nicht! Die beiden sind schon verlobt. Wir haben's durch den Vorhang mitangesehen. Willst du auch mal gucken?“

Die Mutter konnte nicht widerstehen. Richtig — da auf dem kleinen Sofa, eng aneinander gelehnt, saß der von ihr so lange bitter verurteilte Hauptmann v. Krönich, den Arm um Hildegards Schultern gelegt. Ihr Kopf mit dem nickenden weißen Blütenkranz lag an seiner Schulter — ihre Hand in der seinen.

Jetzt sah Hildegard auf und mit einem Blick in sein Gesicht — Frau v. Wuthenow trat zurück und wischte mit dem Taschentuch schnell die feuchten Wimpern.

„Mutti — Ilse — Jane, kommt nur herein!“ rief Hildegard. „Wir sehen ja doch an dem wackelnden Vorhang, daß ihr dahinter steht. — Mama, du kannst gleich segnen.“

„Gnädige Frau!“ Krönich sprang auf und küßte Frau v. Wuthenows Hand.

Beide wollten etwas sagen, aber die Stimmen versagten.

„Bitte, keine Rührszene!“ lachte Hildegard. „Unsere

Verlobung ist lediglich von nüchterner Vernunft diktiert — nicht wahr, Egon? Ich möchte einen Beruf haben, da es mit dem Schreiben doch hapert, und er braucht eine Hausdame, die ihm nicht kündigen kann. Abgemacht also. Dein Bubi kommt übrigens von morgen an bis zur Hochzeit hierher."

Ilse und Jane waren natürlich begeistert von der Idee. Frau v. Wuthenow weniger. Aber sie verbarg geschickt ihre Gefühle.

„Ihr dürft auch manchmal mit meinem kleinen Egon spielen," bewilligte Hildegard gnädig. „Aber pflegen will ich ihn allein — er gehört mir."

„Dir allein — der große und der kleine Egon!" bestätigte Krönich. „Ich sehe, du bist immer noch dieselbe holde Tyrannin wie einst."

„Ja, das ist sie!" pflichtete Frau v. Wuthenow mit Überzeugung bei. „Sie wissen noch gar nicht, welchen Plagegeist Sie sich aufladen!"

Jane und Ilse faßten die Mutter an beiden Händen und zwangen sie, mit ihnen um das Brautpaar herumzutanzen, indem sie laut sangen:

„Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide."

In dieser sehr animierten Stimmung trafen die übrigen Gäste ihre liebenswürdigen Wirte an.

Herr v. Reitzenstein, den doch eine leichte Verlegenheit beschlich, als er Frau v. Wuthenow gegenüberstand und seine Entschuldigungsrede begann, fand zum Glück in Krönich einen alten Bekannten, was die Situation schnell zurechtrückte.

Frau v. Wuthenow war auch selber eine zu liebenswürdige Natur, um dem einnehmenden Wesen und Äußeren des jungen Herrn gegenüber lange steif

bleiben zu können. Überdies platzte Ilse bei jeder neuen Erklärung mit Lachen los, was ansteckend wirkte. Sie konnte es auch nicht lassen, der übrigen Gesellschaft die Geschichte vom Sohn der Kochfrau zu erzählen. Die würzige, sehr gut temperierte Bowle tat das Ihrige dazu, die Stimmung immer mehr zu beleben.

Es war nach allgemeinem Urteil ein reizender Abend. Man saß lachend, plaudernd zwanglos an den kleinen Tischen beisammen. Zum Schluß des Essens brachten Ilse und Reitzenstein ein Hoch auf Frau Kruse aus, die all dies Herrliche vollendet habe. —

„Dürfen denn die Kochstunden weiter genommen werden?“ fragte er dann leise in Ilses kleines rosiges Ohr hinein. „Es war doch zu gemütlich, wenn wir beide in der kleinen Küche zusammen Kaffee tranken! Wenn ich mir denke, daß wir das später immer tun können!“

„Vielleicht setzen wir uns doch lieber dazu in das Eßzimmer,“ schlug sie kaltblütig vor.

Da erklärte zum allgemeinen Erstaunen auch Jane, bei Frau Kruse kochen lernen zu wollen, denn Doktor Krüger meine —

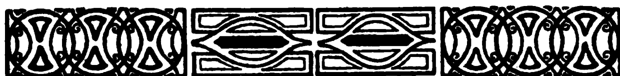
Da stand der junge Arzt auf, trat auf Frau v. Wuthenow zu und erklärte: „Verehrte gnädige Frau, ich hoffe, daß Sie mir beistimmen, wenn ich meine zukünftige Frau —“

„Um Gottes willen, Kinder, was ist in euch gefahren! Heute mittag hatte ich noch drei Kinder, jetzt habe ich deren sechs —“

„Nein — sieben,“ unterbrach sie Hildegard. „Unseren kleinen Bubi darfst du nicht vergessen!“

Dagegen ließ sich in der Tat nichts einwenden.





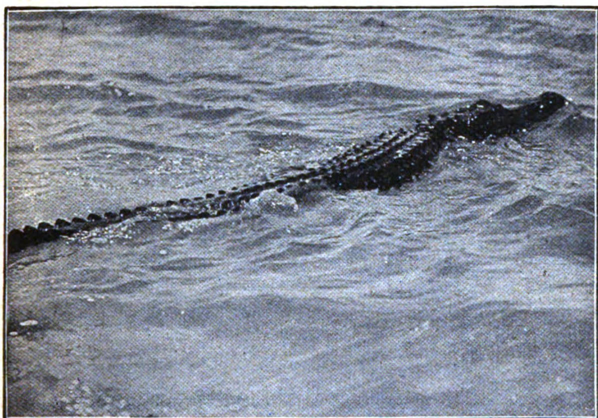
# Die letzten Alligatoren auf Florida.

Von Al. Cormans.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Aus der fortschreitenden Urbarmachung der früher von Alligatoren wimmelnden Sumpfgegenden der südlichen Staaten der heutigen Union ergab sich die unabweisliche Notwendigkeit, mit anderem lästigen und schädlichen Getier auch die zu Nachbarn menschlicher Ansiedlungen recht wenig geeigneten Rieseneidechsen aus den seit Jahrhunderten von ihnen beherrschten Gebieten zu vertreiben, und bei der großen Fruchtbarkeit und Zählebigkeit dieser Saurier wäre kaum etwas dagegen einzuwenden gewesen, daß eifrige Jäger sie auch in solchen Gegenden aufsuchten, die der Ackerbau- oder Waldkultur voraussichtlich für immer verschlossen bleiben werden. Durch die alljährliche Erlegung einiger Tausende würde die Gattung sicherlich nicht mit der Gefahr des Aussterbens bedroht worden sein, denn von dem einstigen Reichtum der Flüsse und Sümpfe von Louisiana und Florida an Alligatoren kann man sich heute kaum noch eine zutreffende Vorstellung machen; aber mit dem Augenblick, wo die Haut dieser Tiere als Krokodilleder zu einem geschätzten Handelsartikel wurde, artete die Jagd zu sinnlosen Schlächtereien aus, die fast schon einer Ausrottung gleichkamen.

Wenn auch in Florida heute eine Schonzeit für Alligatoren besteht, wenn man auch vielfach die Eier sammelt, um die ausgeschlüpften Jungen in Teichen und geschützten Buchten aufzuziehen, so ist doch angesichts der bereits eingetretenen Verminderung und bei dem sehr geringen Respekt, den alle auf die Einschränkung eines nutzbringenden Erwerbzweiges ab-



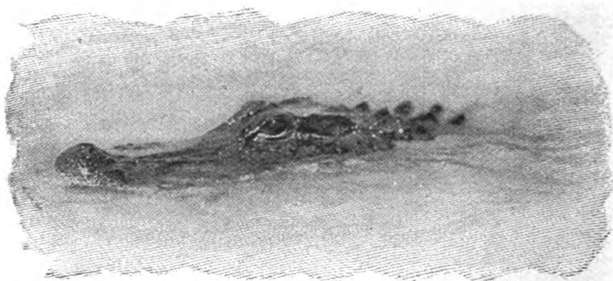
From „Harper's Magazine". Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

Rasch schwimmender Alligator.

zielenden Gesetze in Amerika genießen, auf einen Erfolg dieser verspäteten und unzulänglichen Maßnahmen kaum noch zu hoffen.

Daß die „weidgerechte" Ausübung der Alligatorjagd ihre lockenden Reize hat, läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen. Sie wird zu einem eigenartigen Genuß schon durch den Umstand, daß der Jäger heute die abgelegensten, durch die üppigste Vegetation und die mannigfaltigste Tierwelt ausgezeichneten Gegenden aufsuchen muß, um zu seiner Beute zu gelangen.

Aus den Stichen der Moskitos und anderer blutgieriger Insekten darf er sich dabei allerdings nicht viel machen, auch muß er überall, wo er aus seinem Boote ans Land geht, auf eine Begegnung mit Klapper- oder Mokassinschlangen gefaßt sein, im übrigen aber kann er seinem Weidwerk mit einem ziemlich geringen Aufwande an persönlichem Mut obliegen, denn der Alligator ist höchstens dann zu fürchten, wenn man es als einzelner Schwimmer im Wasser mit ihm zu



From „Harper's Magazine". Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

Alligator in der gewöhnlichen Schwimmlage.

tun hat. Auch da aber macht er selten den Angreifer und läßt sich ohne große Mühe vertreiben. Auf dem Lande, wo er sich infolge seiner ungeschlachten Körpergestalt und seiner verhältnismäßig schwachen Beine höchst unbeholfen bewegt, pflegt er sich dem Menschen gegenüber seines allerdings furchtbaren Gebisses nur dann zu bedienen, wenn man die Hand oder den Fuß gar zu unvorsichtig seinem Rachen nähert.

Seine einzige Verteidigung besteht gewöhnlich in Schlägen mit dem langen, gepanzerten und sehr muskelkräftigen Schwanz, allein es erfordert bei der Schwerfälligkeit des Tieres nur sehr mäßige Geschicklichkeit,

diesen Schlägen auszuweichen. Im allgemeinen ist er trotz seines gefährlichen Aussehens und trotz des üblen



From „Harper's Magazine". Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

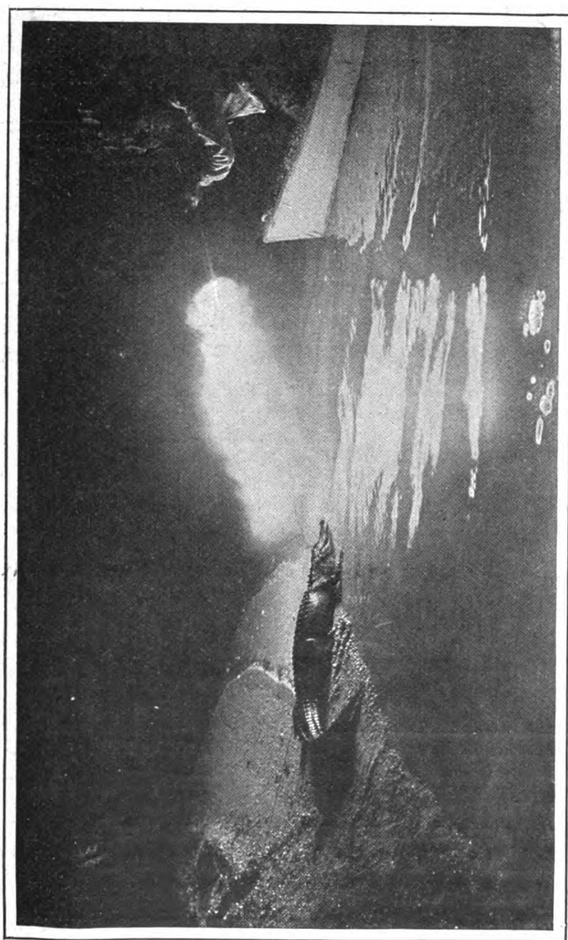
**Vom Tode erstanden.**

Rufes, in den die grauslichen Erzählungen phantasie-begabter Schilderer ihn gebracht haben, zumeist sehr

zufrieden, wenn man ihn nicht in seiner Ruhe stört, und mehr als einmal schon ist es vorgekommen, daß ein Jäger, der sich rastend auf einer Uferbank niedergelassen, plötzlich unmittelbar neben sich einen mächtigen Alligator gewahrte, der ihn vielleicht schon seit einer Viertelstunde regungslos angeglotzt hatte, ohne irgendwelche feindseligen Absichten an den Tag zu legen.

Will man der amerikanischen Rieseneidechse mit Pulver und Blei zu Leibe gehen — es gibt, wie wir später sehen werden, auch noch andere Jagdarten — so kann man diesen Sport mit Aussicht auf Erfolg nur vom Boote aus üben. Es erfordert ein geübtes Auge, den schwimmenden Alligator auf dem Wasser wahrzunehmen, denn nur selten wird von seinem langgestreckten Körper so viel sichtbar wie auf unserem ersten Bilde. Gewöhnlich läßt sich das Tier vielmehr so tief einsinken, daß nur die Nasenlöcher und die Augen über dem Wasserspiegel bleiben, wie unsere zweite Momentaufnahme es sehr anschaulich darstellt. Das Ziel, das sich dem Schützen bietet, ist also ziemlich klein, und da überdies auf eine tödliche Verletzung nur dann zu rechnen ist, wenn das Geschoß durch das Auge ins Gehirn eindringt, muß der Jäger, der seine Munition nicht nutzlos verschwenden will, warten, bis er dem schwimmenden Alligator auf ganz geringe Entfernung nahe gekommen ist.

Das beansprucht in der Regel einige Geduld, da der Saurier beim Anblick des Bootes wie in einer Vorahnung unfreundlicher Absichten sofort unterzutauchen liebt. Es gilt dann, den Nachen möglichst geräuschlos bis zu der Stelle zu bringen, wo man das Wild verschwinden sah, und in Gemütsruhe auf sein Wiedererscheinen zu warten. Darüber vergehen in

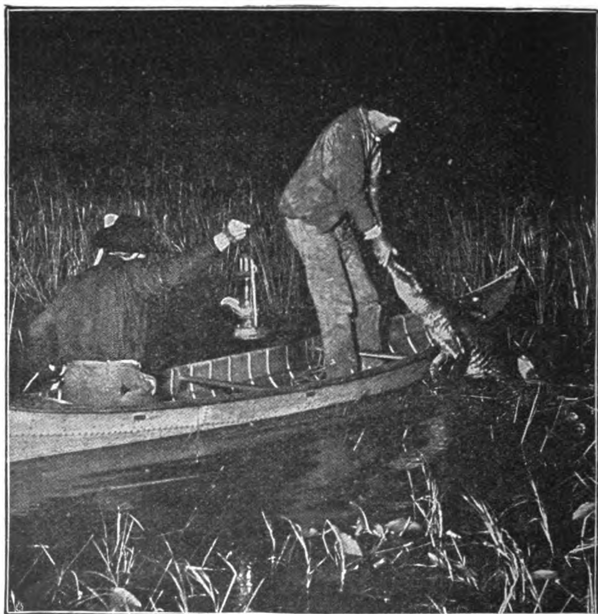


Alligatorjagd mit der Blendlaterne.

From „Harper's Magazine" Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

der Regel ungefähr fünf Minuten, aber es können auch ihrer dreißig werden. Sicherlich kommt jedoch der Alligator da wieder in die Höhe, wo er sich sinken

ließ, und der Jäger ist ihm also nun nahe genug, um seinen Schuß anzubringen. Hat er ins Auge getroffen, so kehrt das verwundete Tier sogleich seinen gelben



From „Harper's Magazine" Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

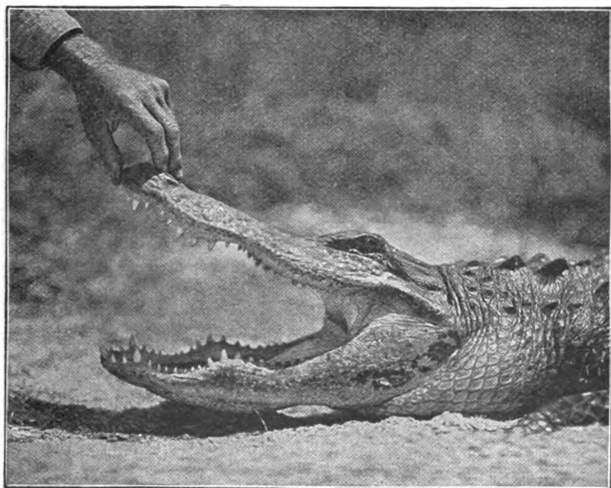
Einholung eines lebend gefangenen Alligators.

Bauch nach oben und verendet unter Ausstoßung von Klagelauten, die etwas sehr Ergreifendes und Rührendes haben sollen.

Um sich des Kadavers zu versichern, muß man jetzt flink bei der Hand sein, denn bis zum Untersinken desselben vergeht selten mehr als eine Minute, und wenn man nicht schnell genug eines der nach oben gestreckten Beine erhascht, kann man die Beute meist

als verloren ansehen. Nicht immer indes ist mit der Verbringung der Beute in das Boot das Jagdabenteuer ganz und gar zu Ende, und es gibt wohl keinen eifrigen Alligatorjäger, dem nicht schon die etwas aufregende Überraschung beschieden gewesen wäre, einen nach seiner festen Überzeugung mausetoten Alligator plötzlich wieder höchst lebendig werden zu sehen.

Ein günstiger Zufall hat den Urheber der unserer Skizze beigegebenen Aufnahmen in den Stand gesetzt, einen solchen dramatischen Augenblick auf der photographischen Platte festzuhalten. Daß mit einem durch seine schwere Verwundung aufs höchste gereizten Tier



From „Harper's Magazine". Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

Ein verwegenes Experiment.

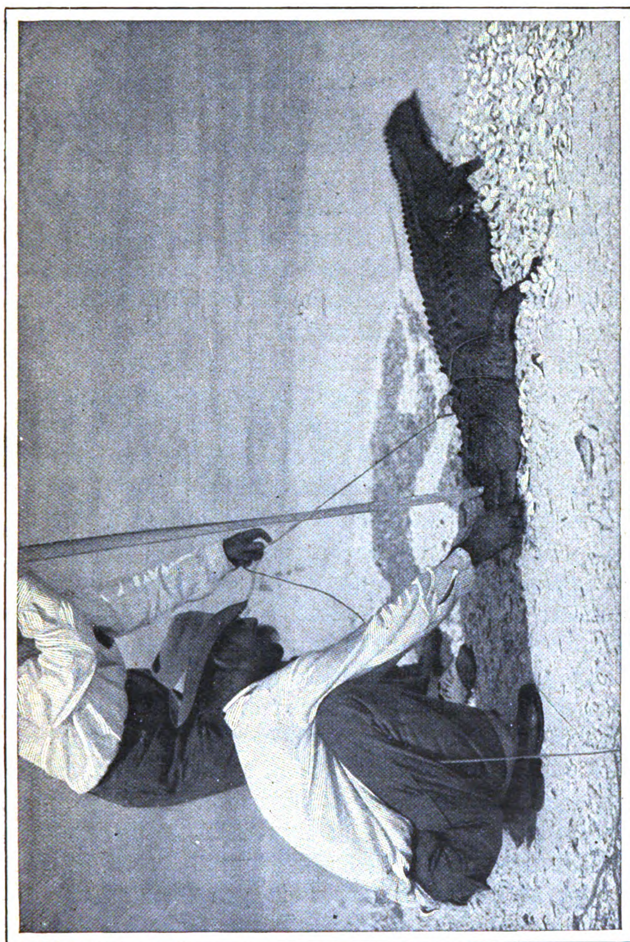
weniger gut umzugehen ist als mit einem gesunden, mag sich leicht auch der vorstellen, der niemals in den Sümpfen von Florida das Jägerhandwerk geübt hat.

Ein solcher Bootsgenosse kann dann allerdings unter Umständen so angriffslustig werden, daß für die menschlichen Insassen ein Sprung ins Wasser zunächst als das rätlichste erscheint. Über die Kaltblütigkeit unseres Momentphotographen dürfte eben nicht jeder verfügen.

Solange die Alligatorjagd nur auf die eben geschilderte, weidmännische Art ausgeübt wurde, konnte von einer Ausrottung der Tiere, die, wie schon erwähnt, von großer Fruchtbarkeit sind, nicht wohl gesprochen werden. Das fing erst an, als man entdeckt hatte, auf wie bequeme Art man die einfältigen Alligatoren im Verlaufe einer einzigen Nacht gleich haufenweise abtun konnte.

Der schreckliche Feind, dem sie ihre Massenvertilgung in erster Linie zu danken haben, ist — die Blendlaterne. Die magische, lähmende Kraft, die man — wahrscheinlich sehr mit Unrecht — dem auf die erkorene Beute gerichteten Auge der Schlange zuschreibt, muß das grelle Licht der Blendlaterne für den Alligator in der Tat besitzen. Von allen Seiten her nähern sich die Tiere dem Boote, auf dem sich ein solches Licht befindet, und von dem Moment an, wo ihr Auge voll von seinem Schein getroffen wird, verharren sie wie hypnotisiert in einer Regungslosigkeit, die es dem Schützen ermöglicht, ihnen das tödliche Blei unter gemächlichstem Zielen aus unmittelbarer Nähe ins Gehirn zu jagen.

Selbstverständlich hat diese Art des Erlegens keinen Anspruch mehr auf den Namen einer Jagd. Es ist kaum noch etwas anderes, als wenn man ein wehrlos in der Falle oder der Schlinge gefesseltes Tier abschlachtet. Welche Verheerungen damit unter dem Bestande an Alligatoren aber angerichtet worden sind, mag die Tatsache erweisen, daß noch im Jahre 1898 ein einziger



From „Harper's Magazine“. Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

Einem lebenden Alligator wird die Schnauze zugeschnürt.

Händler an der Westküste von Florida täglich drei- bis vierhundert Alligatorenhäute von ungefähr fünfzig gewerbsmäßigen „Jägern“ aufkaufen und für den Trans-

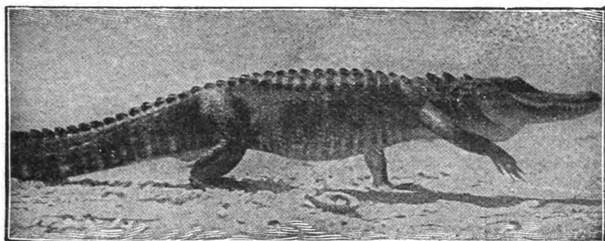
port der Ausbeute nach Key West ein eigenes Schiff unterhalten konnte.

Die Preise, die an Ort und Stelle für frisch gesalzene Häute gezahlt werden, sind dabei so niedrig, daß allerdings nur eine Massenschlächterei das Gewerbe zu einem halbwegs lohnenden machen kann. Sie schwanken zwischen vier Mark für ein Exemplar von sieben oder mehr Fuß Länge und vierzig Pfennig für kleine Tiere von weniger als vier Fuß, wobei außerdem noch der sehr erheblich geringere Wert des Geldes in Amerika in Betracht zu ziehen ist.

In einzelnen Gegenden, wo die Beschaffenheit des Terrains eine Erlegung vom Boote aus nicht gestattet, werden die Alligatoren in Drahtnetzen und Schlingen lebendig gefangen und dann mit Axthieben getötet. Diese Art kann als die gefährlichste insofern gelten, als es in jenen Regionen von Giftschlangen wimmelt. Ihre Zahl nimmt nach der Überzeugung der Jäger in demselben Maße zu, wie die der Alligatoren sich vermindert. Am meisten vertreten ist die ungefähr meterlange, wegen ihrer kupferbraunen Färbung auch Kupferbauch genannte Mokassinschlange, die bei ihrer großen Beweglichkeit und Angriffslust von den Naturforschern an Gefährlichkeit der Klapperschlange gleichgestellt wird, von den Jägern aber bei weitem weniger gefürchtet ist als diese „Königin der Schlangen“. Sind sie mit langen und festen Stiefeln ausgerüstet, so pflegen die Alligatorfänger die Mokassinschlangen, deren sie oft dreißig bis vierzig an einem einzigen Tage auf ihrem Wege antreffen, kaltblütig mit dem Fuße beiseite zu schleudern, ein Verfahren, das sie einer Klapperschlange gegenüber niemals wagen würden. Trifft das charakteristische Rasseln einer solchen ihr Ohr, so beeilen sie sich vielmehr in der Regel, den nächstbesten

Baum zu erklimmen, und sie verweilen an diesem sicheren Zufluchtsort so lange, bis sie über den Ort, an dem sich das Reptil befindet, zuverlässig unterrichtet zu sein glauben.

Wie viel Freiheiten ein furchtloser und geschickter Mann sich selbst einem alten Alligator — und es sind gelegentlich bemooste Häupter von hundertundfünfzig bis zweihundert Jahren unter ihnen — herausnehmen darf, zeigen die übrigen Aufnahmen unseres Photographen in teilweise recht ergötzlicher Weise. Wie kläglich mutet nicht der Alligator an, der sich, nachdem



From „Harper's Magazine". Copyright, 1908, by Harper & Brothers.

Alligator auf dem festen Lande.

er durch das Licht der Blendlaterne „hypnotisiert" worden ist, ohne Widerstreben an der Schnauze aus dem Wasser ziehen läßt! Und wie dumm gutmütig erscheint trotz seiner Doppelreihe furchteinflößender Zähne der bei bester Gesundheit und im Vollbesitz seiner ansehnlichen Kräfte befindliche alte Herr, der sich von einem unerschrockenen Manne den Rachen öffnen läßt, als solle er einer Kehlkopfbesichtigung unterworfen werden!

Experimente von dieser Art sind allerdings nicht jedermanns Sache, und im allgemeinen muß man

schon mit etwas mehr Vorsicht zu Werke gehen, wenn man, wie unser lediglich auf künstlerische Zwecke bedachter Amateur, einen zu photographischen Studien ausersehenen Alligator zeitweilig unschädlich machen will. Daß sich die halb in den Schlamm eingewühlte und anscheinend etwas verschlafene Rieseneidechse auf unserem vorletzten Bilde geduldig den Oberkiefer mit einem Stocke niederdrücken und dann mit einer Schlinge das Maul zuschnüren läßt, zeugt immerhin von einem Phlegma, das wenig mit den Berichten älterer Reisenden übereinstimmt, und das uns wohl nötigt, die Schauergeschichten von den durch Alligatoren gegen Menschen verübten Schandtaten auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen.

Der Verfertiger unserer Bilder versichert, daß man nach einigen Stunden der Gefangenschaft mit einem Alligator so ziemlich alles anstellen könne, was man nur wolle. Die Lust, sich zu verteidigen oder gar die Rolle des Angreifers zu spielen, ist ihm dann vollständig vergangen, und selbst seine Fluchtversuche sind von rührend schüchterner Art. Im höchsten Grade ergötzlich aber wirkt der Anblick des offenkundigen Vergnügens, das er sodann bei der Wiedererlangung seiner verlorenen Freiheit empfindet. Auch einen solchen, sich fidel aus dem Staube machenden Alligator hat der launige Lichtkünstler auf seine Platte gebannt, und in Haltung und „Gesichtsausdruck“ ist dieser enteilende Saurier in der Tat eine prächtige Illustration zu der lustigen Unterschrift, die der Photograph seinem Bilde gegeben: „Leben Sie wohl, meine Herrschaften! — Ich gehe wieder nach Hause.“





# Das Warenhaus der Zukunft.

## Humoristische Skizze von Friedrich Thieme.





Am 1. Oktober 1940 betrat ein phantastisch gekleideter Neger von stattlicher Figur und mit angenehmen Zügen die breite Aufgangstreppe des Weltwarenhauses „Universal“ in Berlin. Staunend ruhten seine Augen auf den zwölf prächtigen Eingangspforten, vor deren jeder zwei reich galonierte Diener standen — wie es ihm schien, völlig unnötig, denn sowie sein Fuß nur die weiße Alabasterplatte vor einer der Pforten betrat, öffnete sich diese von selbst, worauf er selber mitsamt dem Boden, auf dem er sich befand, plötzlich in sanfte Bewegung versetzt und unter den Klängen einer einschmeichelnden Musik und ohne jede Bemühung seinerseits in das Innere der mit geradezu kaiserlichem Pomp ausgestatteten Empfangshalle befördert wurde.

Hinter jeder der zwölf Türen wachten zwei zu jeder Auskunft bereite Herren. Vor einem Paar derselben machte der junge Neger halt. Sie verbeugten sich vor ihm fast bis zur Erde und begrüßten ihn zugleich mit den Worten: „Guten Morgen, mein Herr!“ die sie in englischer, französischer, spanischer, russischer, italienischer und schließlich in der Esperantosprache wiederholten.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fuhr darauf

einer von ihnen fort, und als der Neger nicht sofort antwortete, schallte es in kurzen Zwischenräumen mit fragender Stimme in seine Ohren: „Que désirez vous?“ — „What do you want?“ — „Che cosa desidera?“ und dann folgte die Frage spanisch, russisch, portugiesisch, dänisch, holländisch, türkisch, arabisch, indisch und zuletzt lateinisch und in der Esperantosprache.

Alles aber blieb ohne Erfolg, denn der Fremde schüttelte nur den Kopf, lachte, rollte die feurigen Augen und murmelte vor sich hin: „Malo Basso — Kilemba — Urua — moio — moio.“

„Der Herr versteht keine der vierzehn Sprachen, die hier im Hause gesprochen werden,“ erklärte der Frager seinem Kollegen. „Geleiten Sie ihn also zunächst zum Sprachautomat.“

Der Sprachautomat erhob sich in Obeliskenform inmitten der großen Halle. Er war in Wahrheit weniger ein Automat als eine Sammlung telephonischer Apparate, von denen einer neben dem anderen rundherum um den Obelisken angebracht war. Über jedem Telephon war der Name einer Sprache in den Schriftzeichen derselben zu lesen. Der Besucher trat nun einfach zu dem Apparat, über welchem die von ihm gesprochene Sprache bezeichnet war, ein Anruf setzte ihn mit dem Sprachbureau des Warenhauses und zwar jedesmal mit dem der betreffenden Sprache kundigen Beamten in Verbindung, dem er seine Wünsche vortrug und von dem er die weiteren Unterweisungen empfing.

Einer der Apparate trug die Aufschrift: „Seltenere Sprachen“, dorthin führte der Herr den jungen Neger und setzte zunächst den Beamten des Sprachbureaus von der Anwesenheit des Fremden und seinem Aussehen in Kenntnis.

„Er soll seine Äußerung in den Apparat sprechen,“ lautete die Antwort.

Der Herr machte dem Neger die Aufforderung, so gut es ging, begreiflich. Er brachte den Mund an den Schalltrichter, sprach hinein, zeigte auf den Mund des Fremden und den Trichter. Dieser verstand endlich, was man von ihm wollte, und wiederholte die vorher von ihm gesprochenen Worte.

Nach einer Weile kam die Antwort zurück. „Negerdialekt. Der Herr heißt Malo Basso und stammt aus Kilemba in Urua. Moio heißt Gruß. Natürlich sprechen wir diese Sprache nicht. Da der Herr aber jedenfalls hierher gekommen ist, um Einkäufe zu machen, so wird er auch ein Mittel zur Verständigung mitgebracht haben. Vielleicht besitzt er etwas Schriftliches.“

Der Beamte zog einen Brief aus der Tasche und zeigte ihn dem Besucher. „Haben Sie so etwas?“

Der Neger begriff und brachte einen Zettel zum Vorschein, den er dem Beamten überreichte. Das Blatt enthielt in deutscher Sprache die Mitteilung: „Vorzeiger dieses ist Herr Malo Basso aus Kilemba in Urua. Er ist der Sohn Kalembo Bassos, der vor ein paar Jahren eine Goldmine entdeckte und dadurch ein steinreicher Mann wurde. Er wünscht, daß sein einziger Sohn nach Deutschland geht und dort ein vollendeter Gentleman wird. Geld spielt keine Rolle, er trägt, was er braucht, in Anweisungen auf die Deutsche Bank bei sich. Ich empfehle ihn hiermit dem Warenhaus ‚Universal‘. Er wünscht alles zu beziehen, was nötig ist, damit er dasselbe als vollendeter Gentleman verlassen kann.

Wolfershagen, kaiserlich deutscher Konsul
in Kilemba.“

Der Beamte telephonierte nun den Inhalt des Zettels dem Sprachbureau, worauf nach wenig Augenblicken die Erwiderung zurückkam: „Wir liefern vollständige Gentlemen mit vorwiegend gesellschaftlicher und solche mit vorwiegend wissenschaftlicher oder literarischer oder künstlerischer Ausbildung, ganz abgesehen von den Ausbildungen in Spezialfertigkeiten. Herr Malo Basso wünscht jedenfalls das erstere. Die Ausbildungszeit beträgt zehn Tage, der Preis zehntausend Mark, worin sonstige erforderliche Gegenstände und sonstige notwendige oder zu entnehmende Waren nicht inbegriffen sind. Übergeben Sie den Herrn der Abteilung für Gentlemen, erste Unterabteilung, Haus Nummer 11, dritter Hof, Zimmer 68."

Der Beamte winkte Herrn Malo Basso, ihm zu folgen. An den Langseiten der Halle zog sich je eine Säulenreihe hin; vor einer der Säulen, welche die Nummer 11 trug, blieb er stehen und drückte auf einen Knopf, eine Tür sprang auf und enthüllte einen aufzugähnlichen Raum, einen bequemen, am Boden festgemachten Polsterstuhl enthaltend. Der Neger nahm darauf Platz, worauf der Beamte die Tür wieder schloß und raschen Schrittes zu einer in der Mitte der Halle aufgestellten eisernen Tafel trat, die sich von oben bis unten mit kupfernen Knöpfen, deren jeder mit einer Nummer versehen war, bedeckt zeigte. Mit geübter Hand drückte er nacheinander auf eine Reihe von Knöpfen, damit die elektrische Leitung in Betrieb setzend, welche den Verkehr innerhalb des Warenhauses vermittelte. Gehorsam seinem Drucke wie ein Bleistift der ihn führenden Hand, erhob sich der Lehnstuhl mit dem Neger pfeilschnell zur Höhe einer Etage, dort öffnete sich eine Tür, der Stuhl samt seinem Inhalt rollte auf seiner Unterlage aus seinem Behälter heraus,

rutschte sanft auf Schienen durch eine Reihe von Gebäuden, indem er mit der größten Sicherheit, als sei er ein intelligentes Wesen, bald geradeaus fuhr, bald nach rechts, bald nach links abbog, bis er plötzlich wieder in einem Behälter, demjenigen gleichend, aus dem er gekommen, verschwand, mit seinen Insassen aufs neue in die Höhe fuhr und dann plötzlich ruhig stehen blieb.

Die Tür sprang auf, ein Herr in feinster Gesellschaftstoilette stand vor dem überraschten Schwarzen.

„Herr Malo Basso?"

Dieser nickte. Der Herr verbeugte sich höflich, ihn zum Mitgehen einladend.

Malo Basso wurde zunächst in ein luxuriös eingerichtetes Badezimmer geleitet, in parfümiertem Wasser gebadet und sodann im Nebenzimmer auf einen Sofa gebettet. Der elegante Herr — der Abteilungsdirektor — leitete sämtliche Maßregeln, eine große Anzahl Untergebener in kleidsamen Berufstrachten beeilte sich, seine Anordnungen auszuführen.

„Sie wollen doch noch in die Bleiche?" fragte der Direktor den Gebadeten.

Dieser starrte ihn verblüfft an. Der Direktor deutete erst auf sein weißes, dann auf des Negers schwarzes Gesicht, dann zeigte er wieder auf seines mit einer lächelnden, fragenden Gebärde.

Malo Basso bewegte in zwanzigfacher freudiger Bewegung den Kopf.

Der Direktor rief jetzt telephonisch den Oberarzt des Warenhauses.

„Herr Malo Basso wünscht ein weißer Gentleman zu werden," bedeutete er diesen.

Der Oberarzt entfernte sich eilig und kehrte bald mit einem Unterarzt und einem Wärter zurück. Nachdem er dem Neger eine innere Medizin verabreicht,

befestigte er einen kleinen Apparat, der durch einen Draht mit der elektrischen Leitung in Verbindung stand, an dem Arm des Negers.

„Wollen erst einmal probieren, ob er die Geschichte ohne Narkose aushält. Seinesgleichen ist ja nicht so empfindlich," bemerkte der Arzt zu dem Direktor.

„Schmerzt es sehr?"

„Es brennt ein wenig. Das Verfahren ist ja im Grunde so einfach. Es kommt lediglich darauf an, das Melanin, den schwarzen Farbstoff, der sich in den Hautzellen der Neger findet, aufzusaugen und zum Schwinden zu bringen. Die Arznei, welche ich dem Herrn gegeben, löst das Pigment auf und zersetzt es, ein Prozeß, der durch die lokale Behandlung mit heißer Luft, die mit einer besonderen Säure gemischt ist, wirksam unterstützt wird. Der Apparat ist so eingerichtet, daß die heiße Luft bis in die innersten Hautschichten getrieben wird. Dieser Prozeß dauert zwei Stunden. Nach mehreren Stunden Erholung folgt dann noch eine einstündige Durchleuchtung der Haut mit verbesserten Doppelröntgenstrahlen, worauf die Prozedur beendet und der schwarze Farbstoff für immer zerstört ist."

Malo Basso zeigte sich aber doch empfindlicher, als man erwartet, weshalb der Wärter seine Haut durch Einreibung mit einem Alkaloid gegen jede Schmerzempfindung abstumpfte, worauf er, behaglich eine Zigarre rauchend, die Operation über sich ergehen ließ.

Nach derselben schlief er einige Stunden sanft, speiste dann im großen Speisesaal des Warenhauses und ließ Nachmittags die Durchleuchtung mit verbesserten Doppelröntgenstrahlen mit sich vornehmen.

Als er hierauf vor den Spiegel trat, erkannte er sich selber kaum wieder, denn wenn auch nicht das Antlitz eines Deutschen, so blickte ihm doch das Gesicht eines spanischen Kreolen mit seinem bräunlichdunklen, interessanten Teint entgegen.

Der nächste Akt der Ausbildung bestand in der „Einkleidung“. Nach der neuesten Mode in die elegantesten Stoffe gekleidet, mit einem Zylinder auf dem wohlfrisierten Haupte, mit hellen Handschuhen und noch helleren Stiefeletten angetan, konnte er dreist mit den vornehmsten Stutzern der Residenz vom Jahre 1940 unter den Linden in Wettbewerb treten.

„Bringen Sie den Herrn nun in die Abteilung für Erlernung der deutschen Sprache,“ beorderte der Direktor einen der Diener; „bevor man sich nicht mit ihm verständigen kann, ist für seine weitere Entwicklung nichts zu tun.“

Die Versetzung in diese Abteilung erfolgte am zweiten Tag des Aufenthalts im Warenhause. Der „Unterricht“ begann seitens des Oberarztes mit einer Untersuchung seines Gehirns, wozu sich der Mediziner des neuerfundenen Gehirnspiegels bediente. Mit Hilfe der Doppelstrahlen erlangte man in wenigen Minuten eine genaue Photographie des Denkorgans des nunmehr weißgebleichten Negers, das der Gehirnspiegel in ungeheurer Vergrößerung plastisch vorführte.

„Wir werden zwei volle Tage für den Unterricht nötig haben,“ erklärte der Arzt bedenklich. „Es sind noch absolut keine Voreindrücke vorhanden. Anderseits ist das auch wieder gut, denn der Boden ist um so empfänglicher und ursprünglicher. Außerdem ist der junge Mann vorzüglich beanlagt, sein Gehirn ist das eines Halbtalents zweiter Ordnung. Die Sinnessphären sind tadellos, die Assoziationszentren von einer

Beschaffenheit, wie ich sie noch kaum je gefunden habe."

Die Aneignung einer Sprache erfolgte im Jahre 1940 nicht mehr in der heute üblichen Form mühevollen jahrelangen Erlernens mit Hilfe des Gedächtnisses, sie wurde vielmehr dem Schüler auf mechanischem Wege „imputiert". Der Vorgang war im Grunde derselbe wie jetzt, nur prägte sich der Lernende die Wortbilder nicht durch Augen und Ohren langsam ein und verwandelte sie durch beständige Wiederholung in feste Eindrücke im Gehirn, sondern die Verwandlung in Eindrücke auf die Hirnrinde besorgte ein von einem genialen Amerikaner erfundener Apparat künstlich ohne jede Mitwirkung des Studierenden. Malo Basso streckte sich gemütlich auf einem Sofa aus, steckte sich eine Zigarre an und qualmte vor sich hin. Der Oberarzt machte sodann einen kleinen Einschnitt an einer bestimmten Kopfstelle, die bei Anwendung des oben erwähnten Alkaloids nicht den geringsten Schmerz verursachte. In diesen führte er das Ende eines Verbindungsdrahtes ein, der mit einem großen Phonographen neuester Konstruktion in Verbindung stand. Der Phonograph wurde auf diese Weise in direkte Verbindung mit einem Hauptnerven des Gehirns gesetzt. Sodann drehte der Abteilungsdirektor die Kurbel des Apparates, der nun völlig selbsttätig so lange in Tätigkeit blieb, bis man ihn abstellte. Die Walzen enthielten den hauptsächlichsten Wortschatz der deutschen Sprache in einer besonders leicht faßlichen Methode, und der Apparat wiederholte jedes Wort, jede Regel so lange, bis ein hinreichend tiefer Eindruck im Gehirn hergestellt war.

Wollte der Schüler eine andere Sprache sich zu eigen machen, so brauchte man nur die Walzen mit

entsprechenden anderen zu vertauschen. Dabei war es ganz gleichgültig, ob der Lernende wachte oder schlief, die Sprache prägte sich ihm ein, ohne daß er es nur merkte.

Auch Malo Basso hob bereits nach einer Stunde an, Deutsch zu radebrechen. Im Laufe des Tages steigerte sich die Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Wörter und Ausdrücke immer mehr, und seine Aussprache nahm an Richtigkeit hörbar zu. Ein Lehrer saß beständig bei ihm und verbesserte und erklärte. Nur während der Mahlzeiten wurde die Leitung entfernt.

Auf dieselbe Weise brachte man dem Gentlemananwärter am vierten Tage Lesen und Schreiben und die Elemente des Rechnens bei, am fünften „imputierte“ man ihm die notwendigsten Ausdrücke der französischen und englischen Sprache und die unumgänglichsten Fremdwörter, im Laufe des sechsten Tages vervollständigte man seine Allgemeinbildung durch die erforderlichen Kenntnisse in Literatur, Geographie, Naturwissenschaften, Physik, Geschichte und so weiter. Der Vormittag des siebenten Tages war einem Rundgang durch die Museen und Kunstsalons des Warenhauses gewidmet, sowie dem Besuch der Laboratorien, Maschinenausstellungen, Warenmagazine, damit der künftige Elegant auch aus eigener Anschauung über alles Wissenswerte so viel Bescheid wisse, als es bei einem Laien im allgemeinen über derartige Dinge der Fall ist.

Den Nachmittag verbrachte Malo Basso höchst angenehm in der Phonographenabteilung, wo ihm die ausgezeichnetsten Apparate dieser Art nacheinander die schönsten und berühmtesten Stellen aus Klassikern vortrugen, ihm in kurzen Worten den wesentlichsten Inhalt bedeutender wissenschaftlicher Werke oder solcher

Bücher, die gerade in aller Munde waren, berichteten und ihm schließlich diejenigen Stellen und Melodien aus den epochemachendsten Tonwerken zum Vortrag brachten, die ein Mitglied der guten Gesellschaft notwendig gehört haben mußte.

Nachdem er in den ersten Stunden des achten Tages noch die berühmtesten Sänger und Sängerinnen und die bedeutendsten Schauspieler durch Vermittlung des mit einem Kinematographen verbundenen Phonographen kennen gelernt hatte, trat er um zehn Uhr in der Abteilung für Weltreisen eine große Informationsreise an. Dazu bedurfte es keiner Vorbereitungen, er bezog eines der Kabinette des großen Saales, lehnte sich rauchend in einen bequemen Armstuhl zurück und heftete seine Augen auf eine vor ihm an der Wand angebrachte große Wandtafel. Die Rundreise begann jeden Tag um zehn und war um drei beendet, Nachmittags fanden besondere Vorführungen für Spezialreisende nach dem Nordpol, nach Afrika, Amerika, der Schweiz und so weiter statt.

Ein Klingelzeichen verkündete den Anfang der Reise, dann blitzte es hinter der Glastafel auf, und in wunderbarer Naturtreue zogen so langsam, wie dies während einer Wagenfahrt der Fall ist, die Landschaften und Gegenden an ihm vorüber. Die Aufnahmen waren mittels der vervollkommneten Farbenphotographie erfolgt und durchaus den Originalen ähnlich, die Wiedergabe geschah plastisch und in täuschender Originalgröße, auch erschienen die Gemälde nicht tot, sondern belebt, alle Vorgänge, die sich in den Momenten der Aufnahme abgespielt hatten, wiederholten sich mit verblüffender Naturtreue vor den Augen des Betrachters. Briefträger kamen daher, Reisegesellschaften, Gespräche wurden geführt, Eisen-

bahnzüge, Automobile, Wagen, Schlitten sausten vorüber, Vögel flogen durch die Luft oder sangen auf den Bäumen, ein Hase lief vorüber, und als man in die tropischen Gegenden gelangte, trampelte sogar ein Rhinozeros daher, Inder und Indianer zogen vorbei, eine Karawane durchkreuzte die Sahara, Nordpolfahrer richteten ein Schneehaus auf, ein großer Dampfer durchfurchte das wogende Meer, ein Orkan in allen seinen Phasen spielte sich ab, es donnerte und blitzte so überraschend wahr, daß sich Malo Basso Augen und Ohren zuhielt und ihm vor Schreck die Zigarre aus dem Munde fiel.

Die Reise begann in Deutschland, führte durch alle bedeutenden Städte und Punkte, dann ging es in die Schweiz, über die Alpen nach Italien, von da durch die übrigen europäischen Länder, dann kamen die anderen Weltteile daran, und daß auch der Gewinn für den Geist nicht fehle, dafür sorgte der Phonograph, der mit lauter, deutlicher Stimme alle nötigen Erklärungen gab.

Malo Basso erfrischte sich im großen Speisesaal des Warenhauses nach seiner anstrengenden Reise, dann überantwortete man ihn der Sportabteilung des Etablissements. Der Tanzlehrer weihte ihn innerhalb eines Abends in die Geheimnisse der edlen Kunst der Terpsichore ein, am nächsten Vormittag brachte man ihm den guten Ton und die Regeln des Anstands bei, Nachmittags lernte er Radfahren und am Vormittag des zehnten Tages Reiten, Kutschieren und Fechten.

„Damit wären Sie vollkommen ausgebildet, Herr Malo Basso,“ erklärte ihm der Generaldirektor. „Der letzte Nachmittag bleibt frei für etwaige Repetitionen. Bedürfen Sie solcher?“

„Ich denke nicht," entgegnete Malo Basso selbstbewußt. „Aber fertig bin ich doch noch nicht."

„Wieso?"

„Ich bin gekommen, einen vollständigen Gentleman von Ihnen zu beziehen. Ein Gentleman muß aber doch auch einen Palast haben, schöne Möbel, Wagen, Pferde, Hunde, eine Gemahlin —"

Der Generaldirektor verbeugte sich. „Sehr wohl, Herr Malo Basso. Wollen Sie sich alle diese Dinge in unseren Abteilungen einzeln heraussuchen oder gleich einen der vorrätigen Paläste mit voller Ausstattung erwerben?"

„Ich würde das letztere vorziehen."

Der Direktor geleitete den jungen Mann in die Abteilung für Grundstücks- und Gebäudeverkauf. Auf großen Tafeln fanden sich hier zur Auswahl die vorzüglich gearbeiteten Modelle der zum Verkauf vorrätigen Villen, Schlösser, Wohnhäuser, Fabriken und Grundstücke aufgestellt, die Größenverhältnisse waren genau angegeben, das Material nach der Natur benützt, von den Mobilien und sonstigen Gerätschaften getreue Nachbildungen in den Naturhölzern vorhanden, sogar die zum Bestand gehörenden lebenden Tiere konnte sich der Interessent zwar in Verkleinerung, aber sonst in vollkommen naturgetreuer Darstellung ansehen.

Malo Basso entschied sich für einen großartigen Palast im Tiergartenviertel mit völlig neuer, geradezu fürstlicher Ausstattung, großen Ställen, sechs kostbaren Pferden, vier Hunden, zwei Equipagen, vier Autos und einem prachtvollen Park.

Den Preis dafür, eine halbe Million Mark, bezahlte er sogleich in Anweisungen, die er bei sich trug.

„Sie können sofort einziehen, in einer Stunde ist alles bereit," berichtete der Generaldirektor.

„Allein? Ich muß aber doch auch Diener haben!“

Einer der beweglichen Fahrsessel trug ihn auf der Stelle in die Abteilung für Vermietungsangelegenheiten, in der er sich einen Kutscher, einen Chauffeur, einen Kammerdiener und zwei andere Diener, die ihm gefielen, heraussuchte.

„Der gnädige Herr wünschen auch noch eine Gemahlin?“ forschte der Abteilungsdirektor.

„Jawohl — hätt' ich sehr jern — eh —“ Malo Basso hatte die deutsche Sprache mit Gardeleutnantston eingeübt erhalten, was allerdings von der Kassenverwaltung des Warenhauses besonders berechnet wurde, da sich die hierfür bestimmten Phonographenwalzen durch das Schnarren weit schneller als die anderen abnützten. „Ist wohl schon zu spät? Sechs Uhr —“

„O, bis acht haben wir auf.“

„Also noch Zeit?“

„Ganz wohl, gnädiger Herr. Bitte, setzen Sie sich in die Fahrsäule, ich sende Sie sogleich nach der Abteilung für Heiratsangelegenheiten. Wir sind gerade jetzt in Damen und Herren aller Stände und jeden Alters besonders reich assortiert.“

Herr Malo Basso sah sich unverzüglich in die Heiratsbureaus des Warenhauses befördert, wo er sich in den großen Katalogen die ihm zusagenden Personen heraussuchte. Die gemachten Angaben über Alter, Aussehen, Verhältnisse und so weiter befanden sich dabei, ebenso ausführliche und beglaubigte Auskünfte über Charakter und Bildung. Die Damen, welche dem jungen Gentleman geeignet erschienen, wurden ihm dann mittels desselben Apparates, der ihm die Illusion der Weltreise verschafft, des Phonokinemato-Projekto-Epiadiasko-Periskopographen, in Lebensgröße vorgestellt, sie

zeigten in allerhand Bewegungen ihre Grazie, sprachen, sangen und musizierten, so daß er ein vollkommen lebenswahres Bild von ihnen gewann.

Eine, die ihm am besten gefiel, wurde telephonisch benachrichtigt. Nach einer halben Stunde traf sie ein, eine allerliebste Blondine aus adligem Hause, hochgebildet, geistvoll, sanften Charakters, doch ohne Vermögen. Sie sehen und lieben, war für den Exneger eins; auch sie fand großen Gefallen an ihm, und als Malo Basso erklärte, daß er die Bedingung sofortiger Verbindung stelle, ging sie nach kurzem Zögern auch darauf ein.

Alle ihre Papiere lagen im Tresor der Abteilung für Heiratsangelegenheiten bereit, die von Malo Basso befanden sich auf dem Konsulat, aus dem ein Expreßbote mit Eilautomobil sie auf der Stelle herbeiholte. Dreiviertel acht war er wieder da, der glückliche Bräutigam und die ditto Braut hatten inzwischen in der Abteilung für Toiletten und Kostüme ihre Hochzeitsgewänder angelegt, nun begaben sie sich, von dem Generaldirektor geleitet, in die besondere Abteilung des Etablissements, welche die Standesamtsfiliale genannt wurde.

Die Abschließung von Ehen war im Jahre 1940 nicht mehr so umständlich wie gegenwärtig, auch Zivilstandesbeamte, die von der Behörde vereidigt wurden, konnten rechtsgültige Trauungen vornehmen. Der Standesbeamte des Etablissements prüfte die ihm vorgelegten Papiere, und die für diesen Zweck angestellten Zeugen des Warenhauses traten an.

„Sind Sie geneigt, mit dieser Jungfrau Johanna Gertrude Lätitia v. Dalberten und so weiter. — Sind Sie geneigt, mit diesem jungen Mann, Herrn Malo Basso aus Kilemba und so weiter.“

Zwei kräftige „Ja“ bekundeten die Zustimmung der Verlobten.

„So erkläre ich Sie hiermit für vermählt.“

Die Ehe war geschlossen, es schlug gerade acht Uhr, und hastig klappte der Standesbeamte sein Register zu.

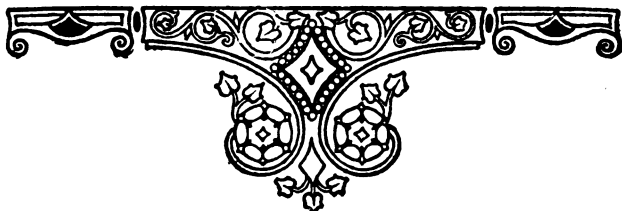
„Noch eine Minute und es wäre zu spät gewesen,“ erklärte der Generaldirektor den Neuvermählten. „Unser Haus schließt sich automatisch; wer von Angestellten und Fremden fünf Minuten nach acht Uhr noch innerhalb der Räume und Höfe betroffen wird, bleibt bis zum nächsten Morgen rettungslos eingeschlossen. — Eilen Sie, Ihr Auto zu erreichen, es steht vor dem Tor IX, dem des Gebäudes, in dem wir uns gegenwärtig befinden.“

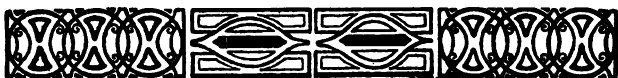
Drei Minuten später fuhr Malo Basso, nachdem er den Rest der Rechnung bezahlt hatte, neben seiner jungen schönen Gemahlin in seinem modernen Eilauto seinem neuen Palaste zu. Als ungebildeter, unwissender, der deutschen Sprache und jeder anderen Sitte unkundiger Neger hatte er das große Warenhaus vor zehn Tagen betreten, und heute verließ er dasselbe als erstklassiger Gentleman, ausgerüstet mit allen notwendigen Erfordernissen und Kenntnissen seines Standes und Reichtums, als Inhaber eines mit allem Komfort der Zukunft ausgestatteten Palastes und als Besitzer einer liebenswürdigen Gemahlin.

„Ja, ja,“ bemerkte er unterwegs schmunzelnd zu seiner Gattin. „Diese großen Warenhäuser sind wahre Weltwunder. Sie handeln mit allem, mit sauren Gurken, Autos, Gemälden, Villen, Gentlemen und Frauen. Es gibt einfach nichts, was man in ihnen nicht haben kann. Es fehlt nur noch die Unsterblich-

keit — und ich glaube, auch die wird man demnächst gegen entsprechende Vergütung von ihnen beziehen können."

„Ach ja," meinte die junge Frau, „sorge doch dafür, daß dieser Artikel bald eingeführt wird. Es wäre ja herrlich, wenn es ewig so bliebe wie jetzt."





# Die Pflege des Frauenhaares.

Von L. Brenkendorff.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Unter den mannigfachen körperlichen Vorzügen, die der zarteren Hälfte des Menschengeschlechts einen Anspruch darauf geben, sich auch die schönere zu nennen, steht der Besitz eines reicheren, längeren, glänzenderen und schöner gefärbten Haupthaares, als es die Natur gemeinhin dem Manne zu verleihen pflegt, sicherlich obenan.

Wo wäre das weibliche Wesen, das sich des Reizes und der Kostbarkeit dieses natürlichen Schmuckes nicht von Jugend auf voll bewußt wäre, und das darum seiner Erhaltung oder steten Verschönerung nicht allezeit die liebevollste Sorgfalt widmete! Wie ein wohlgebildetes Antlitz seinen ganzen Liebreiz erst entfaltet, wenn es uns aus einer Umrahmung üppiger, seidig schimmernder Haarwellen entgegenschaut, so kann eine prächtige Fülle blonder, brauner oder schwarzer Haarfluten recht wohl manchen anderen Schönheitsfehler vergessen machen, der ihrer Trägerin ohne diesen ausgleichenden Besitz den bittersten Kummer bereiten würde.

Zahllose gelehrte und ungelehrte Leute haben sich namentlich in unserer Zeit der wieder mit erhöhtem Eifer geübten Körperkultur die Köpfe über die tieferen Ursachen der merkwürdigen Erscheinung zerbrochen, daß das männliche Geschlecht dem frühzeitigen Kahl-

werden in so viel höherem Maße ausgesetzt ist als das weibliche. An den mannigfachsten, zum Teil sehr weit voneinander abweichenden Erklärungen hat es nicht gefehlt, ohne daß es doch bisher gelungen wäre, eine vollkommen einwandfreie und einleuchtende zu finden. Da hat es denn mindestens ebensoviel Anspruch auf Beachtung wie jede andere der bisherigen Begrün-



Des Weibes schönster Schmuck.

dungen, wenn ein sehr erfahrener Haarspezialist erklärt, daß die Männer nur deswegen früher kahl werden als die Frauen, weil sie von Jugend auf dem Haar und namentlich dem Haarboden eine viel energischere und rücksichtslosere Behandlung zu teil werden lassen — eine Behandlung, die unser Gewährsmann kurzweg mit dem Namen „Mißhandlung" bezeichnet.

Es läßt sich ja nicht leugnen, daß da in der Tat des vermeintlich Guten zumeist viel zu viel geschieht. Eine große Zahl von Männern liebt es, auch den behaarten Kopf täglich auf das gründlichste mit kaltem

Seifenwasser zu behandeln, ihn mit harten Bürsten ausgiebig zu bearbeiten, mit groben Handtüchern zu trocknen und ihn sehr oft am Tage mit engen und



Waschen des Haarbodens.

scharfen Kämmen zu durchfahren. Daß solcher Reinlichkeitsfanatismus in sehr vielen Fällen seinen Zweck vollständig verfehlt und statt der erstrebten Kräftigung des Haarbodens durch eine Überreizung der Papillen

ein vorzeitiges Absterben derselben herbeiführt, ist außer allem Zweifel, und oft genug mag der Gebrauch unverständig gewählter Haarwasser ungeachtet aller pomphaften Ankündigungen dieser Wunderelixire auch noch das Seinige zur baldigen Erzeugung des mit Recht so wenig beliebten „Mondscheins“ beitragen.



Ausspülen mittels des Zerstäubers.

So brutal wird ein weibliches Wesen kaum jemals mit seinem Haar verfahren. Aber der Fachmann, den wir oben angeführt haben, ist der Ansicht, daß auch ein großer Teil unserer Damen bei der Haarpflege bei weitem nicht schonend genug zu Werke geht, und daß ein augenfälliges Dünnerwerden des ehedem reichen und üppigen Haarwuchses, wie es so manche Frau zu ihrem Kummer schon in verhältnismäßig jungen Jahren an sich beobachten muß, sehr oft auf eigenes Verschulden der Trägerin zurückzuführen ist.

Für ihn gilt es als das vornehmste Gesetz, das Haar so viel als irgend möglich sich selbst zu überlassen und bei den — allerdings unerläßlichen — Reinigungen sowie beim Frisieren sorgfältig alles zu vermeiden, was



Massieren der Schläfenränder.

die für die Gesunderhaltung des Haares ausschlaggebenden Papillen unnötig reizen müßte.

Dies Gebot der Vorsicht gilt vor allem für die Behandlung der behaarten Kopfhaut mit Seife — das sogenannte „Shampoonieren", dessen es ja von Zeit zu Zeit unbedingt bedarf, um Hautschüppchen und andere Unreinigkeiten, die geeignet wären, die Poren zu verstopfen, gründlich von der Kopfhaut zu entfernen.

Zuvörderst soll diese Manipulation nicht öfter als in dreiwöchigen Zwischenräumen vorgenommen werden. Sodann soll der Zusammensetzung der für die Waschung gebrauchten Seifenlösung die größte Aufmerksamkeit



Massieren des Haarbodens über den Ohren.

zugewendet werden. Nur eine milde und neutrale Seife kann ohne Schaden für das Haar verwendet werden. Wo man sich, wie es nur auf das dringendste empfohlen werden kann, einer solchen auch für die Hautpflege des übrigen Körpers bedient, da tut man am besten, die für den Waschtisch nicht mehr brauchbaren Reste zu sammeln, zu trocknen, in einem Mus-

selinbeutelchen mit dem Hammer zu Pulver zu zerkleinern und dies in heißem Wasser aufzulösen, wobei man auf einen Liter Wasser eine kleine Tasse voll



Parfümieren des Haares durch Blumenblätter.

Seifenpulver rechnen kann. Man versäume nicht, diesem Wasser einen Löffel voll Kaiserborax zuzusetzen. Auch drei Gran Chinin, sofern es erreichbar ist, sind

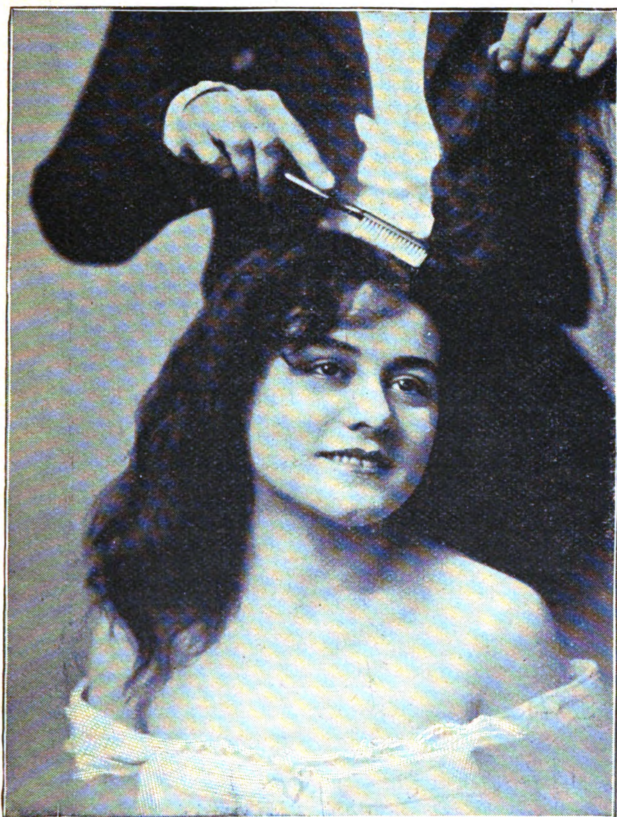
nicht vom Übel. Die so erhaltene Mischung läßt sich beliebig lange aufbewahren und ersetzt vollständig viele für das „Shampooing" empfohlenen kostspieligen Mixturen.

Vor der Anwendung ist der Kopf mit lauem, ja nicht mit kaltem Wasser zu befeuchten, und die Haut ist unter sanftem Druck mit der Seifenlösung zu behandeln, deren Schaum man fünf Minuten lang auf den Haarboden einwirken läßt. Dann erst erfolgt die Spülung, bei der man auf das allergründlichste zu Werke gehen soll. Am zweckmäßigsten bedient man sich eines Wasserzerstäubers. Wo ein solcher nicht zur Verfügung ist, spüle man die Kopfhaut mit lauwarmem Wasser — acht- oder neunmal — jedenfalls so lange, bis das ablaufende Wasser nicht mehr die geringste Beimischung von Seife zeigt. Empfehlenswert ist, bei der letzten Spülung dem Wasser wiederum etwas Kaiserborax beizumischen.

Damen, die von der Natur mit mehr fettigem als trockenem Haar bedacht sind, mögen dasselbe hie und da mit Ei shampoonieren. Sie geben zu diesem Zweck zwei Eidotter auf eine halbe Tasse voll Seifenlösung und schlagen die Mischung unter Hinzufügung von etwas Borax recht schaumig, um sie dann in die Kopfhaut einzureiben und nach Verlauf von fünf Minuten in der oben angegebenen Weise abzuspülen. Das überflüssige Fett wird durch diese Prozedur auf das gründlichste entfernt.

Wem der oft sehr angenehme natürliche Duft seines Haares nicht genügt, der kann bei der letzten Spülung dem Wasser ein geringes von seinem Lieblingsparfüm beimischen, hüte sich aber ja, des Guten darin zu viel zu tun. Viel hübscher und dem Haar jedenfalls erheblich zuträglicher ist ein Parfümieren mit den Blüten-

blättern düftereicher Blumen, von denen namentlich Rosenblätter, die man leicht in Krügen oder Tuben



Behandlung des Haares mit Weizenmehl.

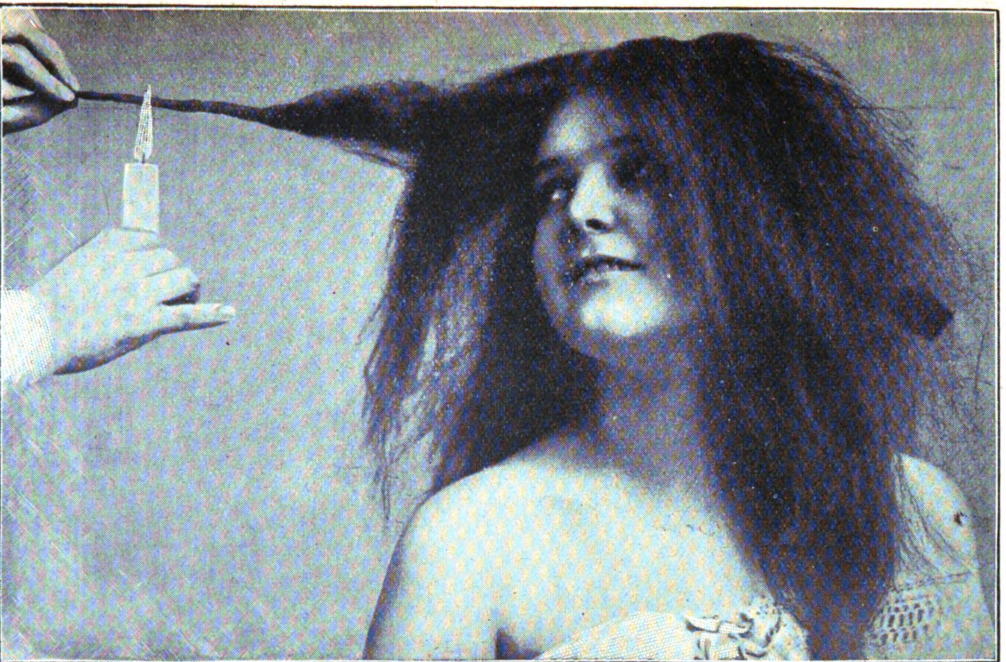
getrocknet aufbewahren kann, unschwer während des ganzen Jahres zu erlangen sind. Eine Handvoll dieser frischen oder getrockneten Blätter in das Haar gestreut

und durch ein Tuch für einige Zeit darin festgehalten, verleihen ihm einen Duft, der weniger aufdringlich und um vieles angenehmer ist als der irgend eines Parfüms.

Von größter Wichtigkeit ist ein schonendes und vollständiges Trocknen des Haares nach vollzogener Waschung. Es ist das ja ein Prozeß, der bei sehr dickem Haar einige Geduld erfordert und der darum in den Frisiersalons zumeist durch Anwendung von Heißluftapparaten beschleunigt wird. Wer sich's aber leisten kann, der möge das Trocknen der gewöhnlichen Zimmerluft überlassen, denn sein Haar wird sich dabei ohne allen Zweifel sehr viel besser befinden. Hat man keine Hilfe, so teile man das über den Rücken herabfallende Haar in der Mitte, nehme jede der beiden Hälften nach vorn, hebe es strähnenweise empor und bewege jede Strähne so lange schüttelnd hin und her, bis sie trocken geworden ist. Das Verfahren ist gar nicht so umständlich und ermüdend, als es scheinen will, und es macht sich jedenfalls dadurch belohnt, daß das Haar auf diese Art viel duftiger und glänzender wird als bei der Schnelltrocknung durch den Apparat des Friseurs.

Wird das Trocknen aber von fremden Händen besorgt, so sollte es jedesmal mit einer sanften Massage derjenigen Stellen verbunden werden, an denen die Haarpapillen einer gelinden Anregung bedürftig scheinen. Solche Stellen pflegen namentlich die Schläfenränder und die Partien über und hinter den Ohren zu sein. Dort zeigt das Haar am ehesten eine Neigung zum Ausfallen, und ein sanftes Streichen und Klopfen dieser Partien mit den Fingerspitzen wird sich deshalb oft als nutzbringend erweisen.

Bei Mädchen, die noch im Kindesalter stehen, sollte das gewaschene Haar niemals anders getrocknet werden



Absengen der losen Haarspitzen.

als durch Emporheben und Schütteln der einzelnen Strähnen, und es sollte, namentlich wenn man sich dabei eines Kammes bedient, jede Berührung der Kopfhaut tunlichst vermieden werden.

Überaus zuträglich ist ein tägliches Lüften des Haares, das recht wohl innerhalb eines Zeitraums von zehn Minuten bewirkt werden kann. Es geschieht zweckmäßig bei Tageslicht und am besten im vollen Sonnenschein. Auch hierbei wird das Haar strähnenweise emporgehoben. Aber man schüttelt es nicht, sondern läßt es in ganz kleinen Partien wieder herabfallen, so daß möglichst jedes einzelne Haar zeitweilig von der Luft umspült wird.

Als ein gutes, aber freilich etwas umständliches Mittel, das Haar recht trocken und glänzend zu machen, wird von einem Pariser Spezialisten folgendes Verfahren empfohlen: Man nehme eine Teetasse voll sehr fein gemahlenen und gesiebten Weizenmehls, streue dasselbe in das zuvor möglichst sorgfältig getrocknete Haar und lasse es fünf Minuten darin. Dann bürste man es mit einer ganz neuen oder frisch gewaschenen und im Ofen getrockneten Bürste wieder heraus, was gewöhnlich eine ziemlich lange Zeit in Anspruch nehmen wird. Von der Kopfhaut selbst lassen sich die letzten Mehlreste zumeist nicht anders als mit Hilfe einer weichen Zahnbürste entfernen. — Eine allzu häufige Vornahme dieser Prozedur möchten wir indessen unseren Leserinnen nicht empfehlen.

Von nicht ganz zweifelfreiem Werte will uns auch das von manchen „Haardoktoren“ warm empfohlene Absengen der losen Haarspitzen erscheinen, die, wenn sie sich in zu großer Zahl bemerklich machen, das ordentliche Aussehen einer Frisur ja allerdings wesentlich beeinträchtigen können. Daß es nur von einer sehr



Das längste Haar im Wettbewerb der Berliner Friseurinnung.

geschickten Hand vorgenommen werden darf, bedarf vollends nicht erst der Erwähnung. Das Verfahren selbst ist aus der Abbildung auf S. 195 klar ersichtlich. Eine Haarsträhne wird emporgehoben und von ihrem äußersten Ende aus so fest als möglich zusammengedreht. Dann fährt die Haarkünstlerin mit der Spitze des Zeigfingers in der Richtung gegen die Haarwurzeln darüber hin, und die Flamme einer gut brennenden Kerze, die rasch an der zusammengedrehten Strähne entlang geführt wird und alle hervorstehenden Spitzen absengt, besorgt den Rest. Öfter als viermal im Jahre sollte dies Sengen unter keinen Umständen vorgenommen werden, und die größte Vorsicht kann nicht dringend genug empfohlen werden.

Über das Färben des Haares sollte an dieser Stelle eigentlich überhaupt nicht gesprochen werden, denn derartige, lediglich auf die Erzielung schöner Täuschungen berechnete Manipulationen fallen nicht mehr unter den Begriff der Haarpflege, sondern viel eher unter den der Mißhandlung dieses schönsten natürlichen Schmuckes des Weibes. Allerdings gibt es ja auch ein Heer sogenannter unschädlicher Haarfärbemittel. Aber wir möchten unser Gewissen um so weniger mit der Empfehlung des einen oder des anderen von ihnen belasten, als der Erfolg manchmal ein recht zweifelhafter ist, und als sich's schon mehr als einmal ereignet hat, daß ein tausendfältig erprobtes Rezept in diesem oder jenem Sonderfall die Wirkung hatte, das danach behandelte Haar nicht goldblond oder kastanienbraun, sondern grün oder violett zu färben.

Nur eines einfachen und jedenfalls harmlosen Mittels, allzu frühzeitigem Ergrauen vorzubeugen, wollen wir hier Erwähnung tun. Es besteht in der Anwendung des Kastoröls, von dem mit den Fingerspitzen einige

wenige Tropfen in die Kopfhaut eingerieben werden sollen. Vor Verschwendung ist zu warnen, denn ein



Die Siegerin und die beiden nächsten Gewinnerinnen im Wettbewerb der Berliner Friseurinnung.

ganz geringes Quantum tut's auch, vorausgesetzt, daß die Natur überhaupt noch geneigt ist, sich meistern zu lassen.

Zuletzt noch ein Wort über das Brennen und Wellen des Haares. Wer es mit seinem Hauptschmuck aufrichtig gut meint, der wird ja selbstverständlich ganz auf dies Verschönerungsmittel verzichten. Aber die Mode ist eine strenge Herrscherin, deren despotischer Macht auch die Vernünftigsten sich nicht ganz entziehen können. So möge denn hier nur zu größtmöglicher Mäßigung im Gebrauch der Brennschere gemahnt sein, und es möge unseren Leserinnen die Beachtung folgender Regeln empfohlen werden:

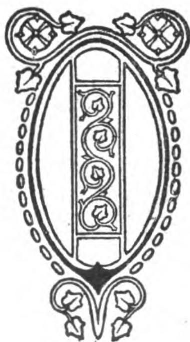
Das Haar sei niemals feucht, wenn es mit der Brennschere in Berührung kommt. Man bediene sich ihrer also niemals gleich nach dem Waschen des Kopfes, sondern frühestens am folgenden Tage. Ferner sei die Brennschere niemals heiß, sondern nur eben warm genug, um die fettigen Absonderungen des zu kräuselnden Haares zur Verdunstung zu bringen. Schließlich halte man jede um das Eisen gewickelte Locke so lange in dieser Lage fest, bis man Zeit gehabt hat, von eins bis sechzig zu zählen. Wird doch von einem berühmten Haarkünstler in Paris erzählt, daß er nicht früher zu einer anderen Haarsträhne übergeht, als bis das unter seinen Händen befindliche Opfer laut und vernehmlich bis sechzig gezählt hat.

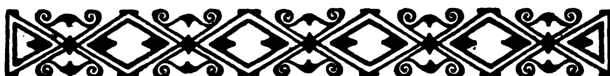
Mit je weniger Haarnadeln ein weibliches Wesen für die Frisur auskommt, eine desto größere Wohltat erweist sie der Zierde ihres Hauptes.

Zu welcher außerordentlichen Fülle und Üppigkeit sich das weibliche Haupthaar bei geeigneter Pflege zu entwickeln vermag, bewies erst kürzlich ein von der Berliner Friseurinnung ausgeschriebener Wettbewerb. Es hatten sich zu demselben zahlreiche junge Damen gemeldet. Allen war weiches, glanzvolles und ungewöhnlich langes Haar eigen, doch über alle trug

Fräulein Else Burghardt den Sieg davon. Ihr Haar maß von den Haarwurzeln bis zu den äußersten Spitzen genau zwei Meter. Dieser seltenen Länge entsprach aber auch eine ansehnliche Stärke. Ziemlich nahe kamen der Siegerin die beiden nächsten Gewinnerinnen. Die zweite Gewinnerin, Fräulein Elise Kunze, verfügte über eine Haarlänge von einem Meter siebenundneunzig Zentimeter, während das Haar bei der dritten, Fräulein Marie Belfer, ein Meter dreiundneunzig Zentimeter maß.

Wo die Verhältnisse es gestatten, sollte jede Dame ihre Haartracht einmal im Laufe des Tages ändern, derart, daß sie das Haar am Vormittag niedrig und am Nachmittag hoch arrangiert. Kann sie es außerdem zwischendurch eine Viertelstunde lang frei herabhängen lassen, so wird auch dieses wesentlich zu möglichst dauernder Erhaltung des schönen natürlichen Schmuckes beitragen.





# Geheimnisvolle Brandstifter.

Von W. Helmuth.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Weitaus die größte Zahl der in menschlichen Behausungen, Lagerräumen, Werkstätten und so weiter ausbrechenden Schadenfeuer ist bekanntlich — sofern nicht absichtliche Brandstiftung vorliegt — auf mehr oder weniger grobe Fahrlässigkeit und Mangel an gebotener Vorsicht zurückzuführen. Fast in jeder Nummer wissen die Tageszeitungen von Feuersbrünsten zu erzählen, die durch schlecht beaufsichtigte Kinder oder durch leichtfertige Erwachsene herbeigeführt worden sind, denen alle warnenden Beispiele nicht abgewöhnen konnten, Petroleum in offenes Feuer zu gießen, brennende Lampen oder Spirituskocher aufzufüllen, mit ungeschützten Kerzen in feuergefährlichen Lokalitäten zu hantieren oder unverschlossene Benzingefäße in die Nähe von Gasflammen und Herdfeuern zu bringen.

In allen diesen Fällen ist die Entstehungsursache des Brandes gewöhnlich sehr leicht nachzuweisen, leider ist ihr Vorkommen trotz aller Abmahnungen und trotz der üblen Folgen, die sie beinahe immer für die leichtsinnigen Urheber selbst nach sich ziehen, ein so häufiges, daß sie kaum noch Verwunderung oder allgemeineres Interesse erregen.

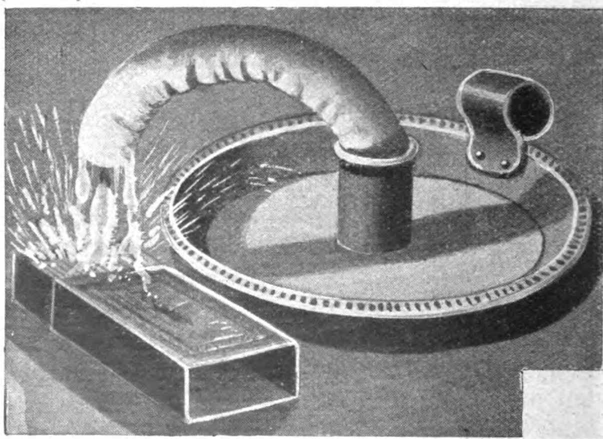
Man ist bei dem heutigen Stande der Wissenschaft auch nicht mehr erstaunt, hie und da von Feuers-

brünsten zu vernehmen, die ohne menschliches Zutun und ohne ein Eingreifen elementarer Ereignisse wie Blitzschlag und dergleichen entstanden sind, denn man weiß, daß gewisse leicht oxydierbare Körper die Eigenschaft haben, sich auch ohne äußere Wärmezufuhr zu entzünden, sobald sie im Zustande sehr feiner Verteilung mit der atmosphärischen Luft in Berührung kommen. Eine gleiche Neigung zur Selbstentzündung haben bekanntlich leicht verbrennliche Körper, die aus der Luft Gase und Dämpfe aufsaugen, wie zum Beispiel frisch bereitete, fein gepulverte Holzkohle. Auch Steinkohlen können sich infolge der Aufsaugung von Sauerstoff aus der Luft entzünden, und gar viele verheerende Brände haben ihre Ursache darin gehabt, daß sich ölgetränkte und zu Haufen aufgeschichtete Gespinstfasern in Gestalt von alten Putzlappen, Wachstuch und dergleichen, Sägspäne, Stroh, frisches Heu, Baumwolle und so weiter von selbst entzündeten, nachdem die durch einen langsamen Zersetzungsprozeß bedingte Temperatursteigerung bis zu einem Grade gediehen war, wo der erste Luftzug hinreicht, die helle Flamme aufschlagen zu machen.

Von solchen alltäglichen und unschwer festzustellenden Ursachen schadenbringender Brände soll hier nicht weiter die Rede sein. Wir wollen vielmehr an einer kleinen Anzahl aus dem Leben gegriffener Beispiele zeigen, wie leicht unter Umständen eine Feuersbrunst durch eine Verkettung nahezu wunderbarer Zufälligkeiten entstehen kann, die zu ergründen oder zu erraten später so gut wie unmöglich ist. In allen den von uns vorgeführten und durch anschauliche Abbildungen illustrierten Fällen wurde die Erkenntnis des Herganges ja nur dadurch möglich, daß er sich entweder unter den Augen eines Beobachters vollzog, oder daß

die Gefahr beseitigt werden konnte, noch ehe das Feuer die Spuren seines Ursprunges ausgetilgt hatte. Da aber selbstverständlich die Verhältnisse nicht immer so günstig liegen, darf man getrost annehmen, daß in vielen Fällen, wo die nachträgliche Erklärung der Entstehungsursache eines Schadenfeuers absolut unmöglich scheint, ähnliche wunderbare Zufallsfügungen vorgelegen haben, und man wird in Strafprozessen, die wegen Verdachts der Brandstiftung anhängig gemacht wurden, derartige Möglichkeiten immer in den Kreis der Erwägungen einbeziehen müssen, ehe man sich entschließt, den Angeklagten auf Grund eines nicht vollkommen schlüssigen Indizienbeweises schuldig zu sprechen.

Sicherlich kann man es ganz allgemein nicht als grobe Fahrlässigkeit bezeichnen, wenn jemand eine halboffene Streichholzschachtel neben einer brennenden Kerze liegen läßt, sofern diese Kerze ausreichend



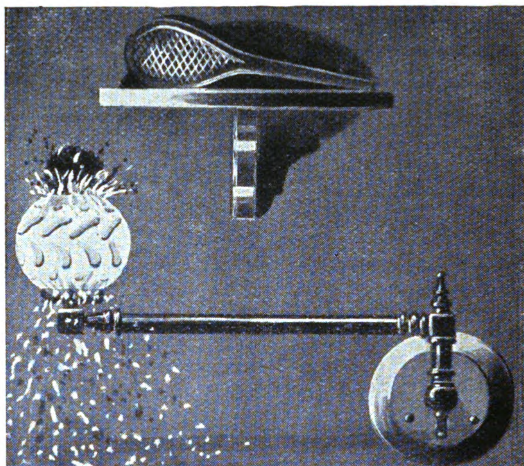
Die Sonne als Brandstifterin.

vor dem Umfallen geschützt ist und bei normalem Verlauf der Dinge unschädlich verlöschen muß, nachdem sie bis in die Leuchtertülle niederbrannte. Unsere erste Abbildung aber beweist, daß man zum fahrlässigen Brandstifter werden kann, auch wenn alle diese Voraussetzungen erfüllt sind. Der eigentlich Schuldige war allerdings in diesem Fall nicht das menschliche Wesen, das mit Kerze und Streichholzschachtel hantiert hatte, sondern die liebe Sonne, die das wächserne Kerzengebilde nach und nach bis zum völligen Verlust seiner „Standhaftigkeit“ erweichte. Kraftlos zur Seite sinkend, doch immer noch brennend, kam das Licht schließlich mit seiner Flamme den Zündholzköpfen nahe genug, um sie auflodern zu machen, und das vorher in die Schachtel getropfte Wachs steigerte die Intensität und Dauer des so entstandenen Feuers, das ohne ein rechtzeitiges menschliches Eingreifen sehr schnell um sich gegriffen haben würde.

Dafür, daß die Sonne auch in anderer Weise schon oft zur Brandstifterin geworden ist, gibt es zahlreiche Beweise, und man wird immerhin gut tun, nicht zu vergessen, daß eine geschliffene Wasserkaraffe, eine sogenannte Schusterkugel oder ähnliche Gegenstände bei längerer Sonnenbestrahlung wie ein Brennglas wirken und durch die gesammelten Strahlen einen zufällig im Brennpunkte liegenden leicht entzündlichen Gegenstand schließlich wohl in Flammen setzen können.

Recht merkwürdig war ein Vorkommnis, bei dem ein aus Wollenfäden hergestellter Kinderball die Rolle des Unheilstifters spielte. Er lag harmlos und friedfertig auf einer oberhalb eines Gasarmes befestigten kleinen Konsole und hätte selbst im Herunterfallen mit der Flamme nicht in Berührung kommen können, wenn nicht jemand ausnahmsweise den sonst geradeaus ab-

stehenden Arm gegen die Wand hin gedreht hätte — und das zufällig gerade zwei Minuten vor dem Zeitpunkt, wo ein Luftzug den am Rande der Konsole liegenden Ball ins Rollen bringen sollte. Er fiel auf die Öffnung der die Flamme umschließenden Glasglocke, geriet natürlich sofort in Brand und verstreute

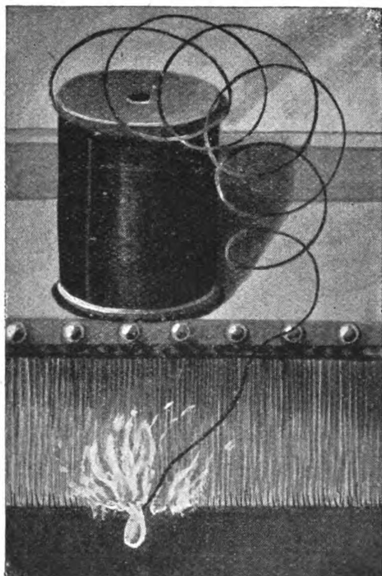


Der verhängnisvolle Ball.

die glimmenden Wollenflocken über den darunter liegenden Teppich, der schon in seiner ganzen Ausdehnung brannte, als man das Zimmer betrat.

Jedermann weiß, daß ein auf eine Zwirnrolle aufgespulter Leinenfaden die Neigung hat, sich selbsttätig aufzuwickeln, sobald einmal die Befestigung des Fadenendes gelöst worden ist. Aber keiner wird es darum für sträflichen Leichtsinn halten, eine Garnrolle gelegentlich einmal auf den Sims eines Kamins zu stellen, darin ein offenes Holz- oder Kohlenfeuer brennt. Wer

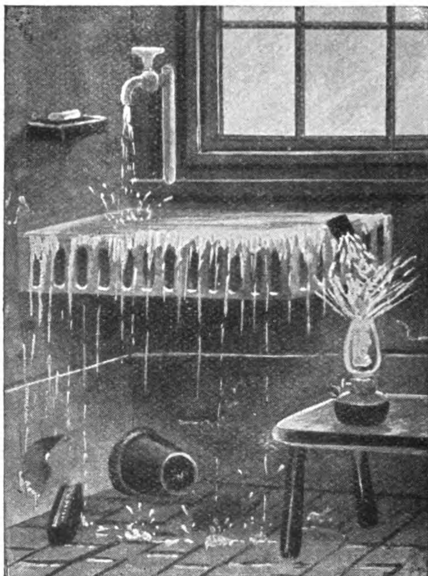
sollte auch voraussehen können, daß der Faden sich weit genug abwickeln werde, um schließlich mit seinem Ende das Feuer zu erreichen, und daß die blitzschnell an ihm emporlaufende Flamme die ausgetrockneten, wie Zunder brennbaren Fransen des Kaminbrettes zu entzünden vermöchte! Und doch hat sich dieser Vorgang, der ja an und für sich etwas ungewöhnlich erscheinen mag, in der Wirklichkeit genau so abgespielt, wie ihn die nebenstehende Abbildung zur Darstellung bringt.



Die Garnrolle auf dem Kaminsims.

Daß sogar das dem Feuer feindlichste Element unter Umständen zum Urheber eines Brandes werden kann, mußte eine Hausfrau erfahren, deren Verschulden lediglich darin bestand, daß sie verabsäumt hatte, den Hahn der Wasserleitung vollständig zu schließen und den Abfluß des darunter befindlichen Spülbeckens zu öffnen. Auf dem Rande dieses Spülbeckens lag eine halbgeöffnete Streichholzschachtel, und daneben respektive darunter stand auf einem Schemel die brennende Küchenlampe. Als das Wasser im Spülbecken hoch genug gestiegen war,

kam die Schachtel ins Schwimmen, glitt über den Rand hinweg und ließ einen Teil der Hölzchen in den Zylinder der Lampe fallen. Er zersprang, und das



Wie durch Wasser ein Feuer entstand.

Unglück wäre fertig gewesen, wenn man nicht noch zu guter Zeit die drohende Gefahr wahrgenommen und beseitigt hätte.

Zu verwundern ist eigentlich, daß die selbstmörderische und in ihren psychologischen Beweggründen bisher unaufgeklärte Neigung der meisten geflügelten Insekten, sich in allergefährlichster Nähe um offene Kerzenflammen zu tummeln, nicht häufiger die Veranlassung zu Bränden wird. Die Ursache liegt eben darin, daß das überaus leichte und zarte Gebilde, als

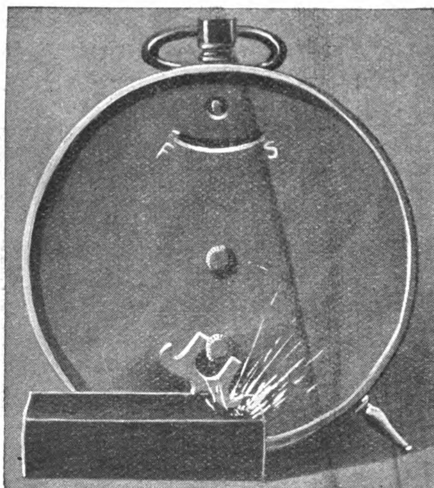
welches sich die Flügel und der Körper eines Insekts darstellen, zumeist in einem Nu durch die aufzüngelnde Flamme zerstört wird, ohne glimmende Reste zu hinterlassen. Der untenstehend wiedergegebene Vorgang beweist jedoch, daß es auch Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel geben kann. Der zu den größeren Exemplaren seiner artenreichen Gattung gehörige Nachtschmetterling, dem hier die unwiderstehliche Anziehungskraft einer Kerzenflamme zum Verhängnis geworden war, brannte nämlich hell und lange genug, um auch die Gardine, an die er sich in seiner Todesnot geklammert, in Brand zu setzen, und da bekanntlich gerade Gardinenbrände sehr häufig den Ausgangspunkt verheerender Feuersbrünste bilden, mag man sich vorstellen, wie leicht in diesem Fall ein großes Unglück hätte entstehen können, dessen Ursache vermutlich für immer unaufgeklärt geblieben wäre.



Durch einen Schmetterling verursachter Gardinenbrand.

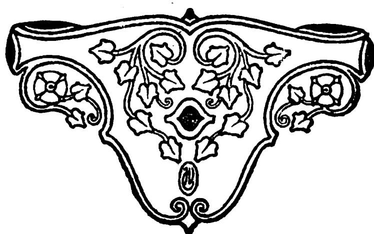
Noch viel rätselhafter aber wäre unzweifelhaft die

Entstehungsursache des Brandes geblieben, dessen erste, glücklicherweise sofort erstickte Anfänge unsere letzte Abbildung veranschaulicht. Denn hier hatte sich die Tücke des Zufalls einer gewöhnlichen amerikanischen Weckeruhr bedient, um ohne alles menschliche Dazutun eine Art von Höllenmaschine zu konstruieren, wie sie vermutlich niemals ein Attentäter oder ein phantasiereicher Dichter von Kriminalromanen ersonnen haben würde. Die besagte Uhr war so dicht an eine offene Streichholzschachtel gestellt worden, daß einige von den Hölzchen zwischen die Schachtelwand und den kleinen, zum Aufziehen des Uhrwerks dienenden Fingergriff geklemmt wurden. Die durch den allmählichen Ablauf des Werkes bedingten überaus langsamen und geringfügigen Bewegungen dieses Griffes nun waren ausreichend, um eine Reibung zu verursachen, durch welche endlich die Zündmasse eines Hölzchens entflammt wurde. Unmittelbar darauf stand selbstverständlich die ganze Schachtel in Flammen.


Eine brandstiftende Uhr.

Wäre der Vorgang übrigens nicht von zuverlässigen

Augenzeugen beobachtet worden, so würde er wahrscheinlich von den meisten für unmöglich erklärt werden. Ist es doch in der Tat trotz häufig vorgenommener Versuche nicht gelungen, ihn auf dem Wege des künstlichen Experiments zu wiederholen — ein Beweis für das Mißliche einer zu weit getriebenen Zweifelsucht in Fällen, wo sich seltsame und ungewöhnliche Vorkommnisse mit Hilfe landläufiger Erfahrungsweisheit durchaus nicht erklären lassen wollen.





# Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Die erste lange Taille.** — In einer Allee des Tuileriengartens sah man im Sommer des Jahres 1822 täglich eine junge Dame in schwarzem Trauerkleide spazieren gehen, welche ein kleines Mädchen an der Hand führte. Die Erscheinung der stillen Spaziergängerin zeigte keine Spur von Luxus, und dennoch zog sie die Aufmerksamkeit der Herzogin D. auf sich, welche damals am Hofe Ludwigs XVIII. einen hohen Rang einnahm. Sie begegneten einander regelmäßig, und stets heftete die Herzogin auf die trauernde Bürgersfrau einen langen aufmerksamen Blick, ja sie zögerte absichtlich jedesmal, wenn sie die junge Frau sich nähern sah, um mit größerer Muße ihre Beobachtungen anzustellen.

Ungeachtet der schmerzlichen Gedanken, welche die Seele der Trauernden gegen die Außenwelt gleichgültig machten, hatte diese endlich doch bemerkt, daß sie der Gegenstand fortgesetzter Beobachtungen sei, und, unangenehm berührt von dieser Entdeckung, hatte sie eines Tages, in trübe Erinnerungen versenkt, sich auf einer Bank am Fuße eines Kastanienbaumes niedergelassen, als sie gewahrte, daß sie abermals nicht allein sei, und daß eine sanfte Stimme mit ihrer kleinen Tochter sich unterhalte. Beim ersten Blick auf die Fremde bemerkte sie, daß es dieselbe Dame sei, welche sie so auffallend mit ihrer Beobachtung verfolgte.

„Wie glücklich müssen Sie sein im Besitze eines so holden Kindes!“ sprach die Unbekannte.

Nur ein Seufzer beantwortete die Einleitung der Unterhaltung.

Die Fremde sprach weiter: „Sie scheinen sehr traurig zu sein. Kann es denn einen Schmerz geben, den der Besitz eines solchen Schatzes nicht mildert?“

Eine Träne rann langsam über die Wangen der jungen Frau.

„Verzeihung, Madame,“ sprach die Fremde, „daß ich Ihren Schmerz störe, ihn vielleicht noch mehr errege. Doch entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit, ich habe Sie nämlich um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte die junge Frau.

„Ich weiß kaum, wie ich meinen Wunsch einkleiden soll, doch, da Sie eine Frau sind, hoffe ich, werden Sie mich verstehen. Schon lange habe ich Sie beobachtet und täglich die Grazie Ihrer Erscheinung und den neuen, eleganten und eigentümlichen Schnitt Ihres Trauerkleides bewundert. Ich bitte nun, Sie möchten so gefällig sein, mir den Namen Ihrer Schneiderin zu nennen.“

Die junge Frau errötete bei dieser Aufforderung.

„Die Frage erscheint Ihnen indiskret — nicht wahr? Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich der abscheulichen kurzen Taillen, die uns lächerlich und unnatürlich erscheinen lassen, herzlich müde bin und sehnlichst das Ende dieser Mode herbeiwünsche. Nachdem ich Sie gesehen, suchte ich meiner Schneiderin den neuen Schnitt begreiflich zu machen, sie hat sich jedoch fest in den Kopf gesetzt, mich nicht verstehen zu wollen, und sie behauptet überdies, daß sie schon ihres Rufes wegen als Modistin ein so unmodernes Kleid nicht anfertigen könne. So entschloß ich mich denn, mich direkt an Sie zu wenden.“

„Ich will Ihre Offenheit mit gleicher Offenheit beantworten: ich habe gar keine Schneiderin.“

„Wirklich?“

„Ich habe mir dieses Kleid selbst gemacht. Sie werden erraten, daß ein großer Verlust mich betroffen hat. Ich traure um meinen Gatten. Er bekleidete ein Amt im Ministerium des Innern, das uns ernährte, doch seine Dienstzeit war noch zu kurz, als daß ich auf Pension Ansprüche machen konnte. Ich lebe jetzt von einigen kleinen Ersparnissen aus früherer

Zeit, die sich freilich nur zu schnell erschöpfen. Wenn ich täglich einige Stunden hierher komme, so geschieht es nur, um meinem armen Kinde etwas Erheiterung und frische Luft zuteil werden zu lassen."

Die Blicke der Herzogin leuchteten während dieser Erzählung in lebhafter Freude. „Aber warum ziehen Sie da nicht Nutzen aus dem wunderbaren Talent, das Sie besitzen?"

„Was wollen Sie sagen?"

„Ich wage nicht recht, meine Idee auszusprechen."

„Sprechen Sie, Madame — ich bitte!"

„Nun denn, wenn Sie die Gefälligkeit hätten, in Ihren Mußestunden mir ein Kleid anzufertigen nach dem Schnitte dieses Kleides, das Ihnen so anmutig steht; würde ich Ihnen unendlich dankbar sein."

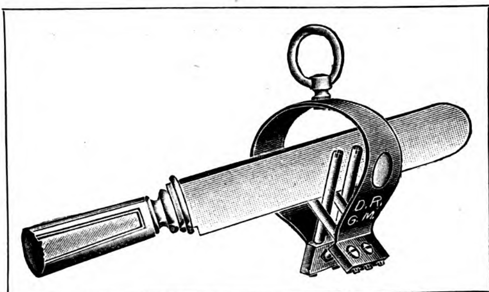
Die junge Witwe gab lächelnd ihre Einwilligung.

Auch die Herzogin D. hielt Wort, denn ihre Dankbarkeit glich ihrer Freude, da sie am Hofe die erste lange Taille tragen konnte. Sie bewog ihren Schützling zur Fortsetzung dieser Arbeit und behielt ihr Wohl so sehr im Auge, daß schon nach kurzer Frist die junge Witwe alle Damen des Hofes zu ihrer Kundschaft zählte und in der Rue du Bac die schönsten Magazine und reichsten Ateliers besaß, ja nach fünfzehn Jahren war ihr Vermögen so gewachsen, daß sie ein Hotel, ein Landhaus, eigene Equipage und alles besaß, was auch die ehrgeizigste Phantasie einer Frau träumen kann.

Daß eine einflußreiche Dame des Hofes, welche hoch genug stand, dem herrschenden Modevorurteil die Stirn zu bieten, ihre Bundesgenossin ward, sicherte allerdings ihrer Neuerung erst den Erfolg. Doch das ist ein Umstand, welcher der Geschichte der ersten langen Taille neben dem allgemeinen Interesse für die Sache auch noch das wärmere einer innigen Mitfreude bietet. C. T.

**Neue Erfindungen:** I. Der Messerschärfer „Haarscharf". — Es handelt sich hier um einen einfachen, tadellos funktionierenden Apparat für jede Haushaltung, durch welchen jeder Laie in der Lage ist, alle Tisch- und Küchenmesser schnellstens und mühelos abzuziehen. Es wird eine verblüffende

Schleifwirkung erzielt, die dem Abziehen auf dem Fleischerstahl am nächsten kommt. Die untenstehenden Bilder lassen die Handhabung des Messerschärfers mühelos erkennen, der Apparat kann von jeder Person ohne weiteres angewendet werden, er garantiert eine einfache und gefahrlose Handhabung und ermöglicht haarscharfen Schliff, dagegen keine gewaltsame Abnützung der Messerklinge wie bei so vielen anderen Messerschärfern. Die Gebrauchsdauer ist unbegrenzt, und seit der kurzen Zeit, in der die Firma Nassauische Schmirgelscheiben- und Kunststeinfabrik in Flörsheim a. M. diesen Artikel anfertigt, ist der Absatz ein ganz bedeutender geworden — ein Beweis, daß dieser Messerschärfer einem langgefühlten Bedürfnis in der Haushaltung abgeholfen hat, denn jede Hausfrau kann ihn ohne Vorkenntnisse sofort benützen.




Messerschärfer „Haarscharf".



„Haarscharf" im Gebrauch.

II. Trockenschwimmapparat. — Die mehr und mehr

an Ausbreitung gewinnende Überzeugung, daß der Körperpflege der Schuljugend durch Einfügung des Schwimmunterrichts in den Rahmen der Leibesübungen ein unschätzbarer Dienst geleistet wird, hat bereits an vielen Orten dazu geführt, die Vorübung für das Schwimmen, das sogenannte „Trockenschwimmen“, als einen Teil des Turnunterrichtes zu betrachten und deshalb in Verbindung mit demselben zu betreiben. Die Tatsache, daß die Angst vor dem Untersinken den Schwimmunterricht im Wasser wesentlich erschwert, und deshalb die Schwimmbewegungen bei ängstlichen Kindern nie ganz korrekt erlernt werden, haben das Interesse für den Trockenschwimmunterricht wesentlich gehoben, denn hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, die Erlernung des Schwimmens als Massen- beziehungsweise Klassenunterricht pflegen zu können, besonders da die erzielten Resultate allgemein sehr zufriedengestellt haben. Schon nach wenigen Übungen werden die Schwimmbewegungen von den Schülern so sicher ausgeführt, daß Schwierigkeiten beim Schwimmen im Wasser nicht mehr zu überwinden sind, auch wird durch den Klassenunterricht das Interesse für das Schwimmen bei den Kindern im allgemeinen nicht unwesentlich angeregt. Trockenschwimm-

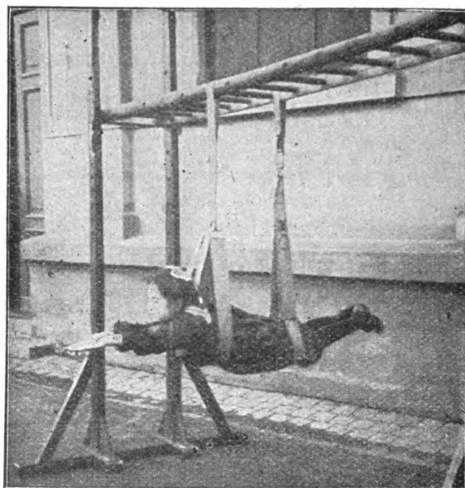


Fig. 1.

apparate werden von der Firma Ferd. Kupfer in Gera (Reuß) angefertigt und erfreuen sich der günstigsten Beurteilung von Fachleuten, besonders, nachdem es gelungen ist, wesentliche Verbesserungen vorzunehmen, so daß sowohl gesundheitlichen wie sittlichen Bedenken vorgebeugt, die Gebrauchsfähigkeit für Knaben wie Mädchen (Fig. 1 und 2) in gleicher Weise gewährleistet ist, die Haltbarkeit und Sicherheit des Apparates ganz bedeutend erhöht wird und alle Defekte ausgeschlossen sind.



Fig. 2.

**Bildzauber.** — Dieses Wort führt uns in eines der dunkelsten Gebiete der Geschichte des Aberglaubens. Man versteht darunter eine schon von indischen und griechischen Magiern geübte Zauberei vermittels eines entweder aus Ton, Wachs oder Metall geformten oder auf Holztäfelchen und flache Steine gemalten Bildes, um in der Ferne auf diejenige Person zu wirken, die das Bild vorstellen sollte.

Diese Art der Zauberei diente hauptsächlich der Liebe und dem Hasse. Indem man das Bildnis des oder der Geliebten mit sich selbst durch magische Künste und Beschwörungen verbinden ließ, glaubte man sich auch der Liebe der betreffenden Person zu versichern. Dieses ist die harmlosere Seite des Bildzaubers. Anders verhielt es sich dagegen mit jenen Bildern,

die als „Rachepuppen“ von den Zauberern angefertigt wurden. Je nachdem man eine solche Rachepuppe peinigte, enthauptete, ersäufte, eines Gliedes beraubte oder verbrannte, glaubte man der durch die Puppe dargestellten Person dasselbe zuzufügen, also entweder sie rasch zu töten oder langsamem Siechtum zu überliefern.

Auch im Mittelalter und in den Hexenprozessen spielt das Zauberbild eine große Rolle. In Frankreich wurden viele Prozesse gegen arme Unschuldige geführt, die dem Könige mittels der verhängnisvollen Wachsbilder nach dem Leben getrachtet haben sollten. Auch der Name „Hexenschuß“, eine Bezeichnung, die wir noch heute für eine bestimmte Art von Kreuzschmerzen gebrauchen, stammt daher, daß man annahm, die Hexen könnten ohne äußere Verwundung einem Menschen oder Tier durch Bildzauber und vermittels eines sogenannten Albschosses (Albgeschoß) allerlei schädliche Dinge in den Körper hexen, namentlich Tiere, Nägel oder Nadeln.

Dieser merkwürdige Aberglaube hat sich sogar bis in die heutige Zeit erhalten. Im Alpengebiet, wo die Elemente des Volkswahns noch am zähesten eingewurzelt sind, lebt auch der Glaube an den Bildzauber noch fort. Vor wenigen Jahren beschuldigte sich zum Beispiel vor dem Landgericht in München in einem Prozeß eine bayrische Maid allen Ernstes, ihren plötzlich verstorbenen, treulosen Geliebten durch einen Dolchstich getötet zu haben, den sie — seiner Photographie mitten in die Brust versetzt hatte! Die rachsüchtige Schöne war arg enttäuscht, als der Gerichtshof dieser Äußerung keinen Wert beilegte, sondern nur das Mädchen ermahnte, derartigen Unsinn für die Zukunft zu unterlassen, um wenigstens vor ihrem Gewissen Ruhe zu haben.

Worauf ist nun dieser seltsame Aberglaube zurückzuführen? Wir wissen, daß Naturvölker einen großen Abscheu davor haben, sich malen oder photographieren zu lassen. Dieser Abscheu hat seinen Grund darin, daß sie in der Vorstellung leben, das Bild stelle einen wirklichen Teil ihrer Person dar. Überall findet man noch heute bei den Wilden diese Ansicht, die im

Altertum besonders durch die Darstellung der Gottheiten durch Stein- und Holzfiguren verstärkt wurde. Die Statue eines Gottes war heilig. Verletzte man sie, verletzte man auch den Gott selbst. Aus diesem religiösen Empfinden heraus erweiterte sich dann der Glaube von dem Einssein von Bild und Person bis zu dem naiven Aberglauben vom Bildzauber, der natürlich von gewissenlosen, geldgierigen Leuten, die mit diesen Beschwörungen ein gutes Geschäft machten, immer mehr ausgebildet wurde. W. K.

**Die Uhr und der Truthahn.** — Diego Bertaldo, der in den Siebzigerjahren das Amt eines Gerichtspräsidenten in Mexiko bekleidete, befand sich eines Morgens auf dem Wege zu seinem Amtslokal. Im Begriff zu sehen, ob er noch rechtzeitig hinkommen werde, griff er in die Tasche, um seine Uhr zu ziehen, fand aber, daß er diese nicht bei sich hatte.

„Natürlich," sagte er zu einem ihn begleitenden Amtskollegen, als er sich mit diesem durch die das Tor des Gerichtsgebäudes umstehende Menge hindurchdrängte, „wie gewöhnlich habe ich meine Uhr wieder einmal zu Hause auf dem Nachttischchen liegen lassen."

Mit diesen Worten betrat er die Treppe und dachte dann nicht weiter an seine Uhr.

Die Sitzung war nach einigen Stunden beendet, und Bertaldo ging dann ebenso wie die übrigen Gerichtsbeamten wieder nach Hause.

Als er in seinem Arbeitszimmer saß, besann er sich wieder auf seine Uhr; er bat daher seine Frau, ihm den vergessenen Gegenstand aus dem Schlafzimmer holen zu lassen.

„Aber lieber Mann," antwortete diese, „ich habe dir deine Uhr doch geschickt!"

„Du hättest mir die Uhr geschickt? Du irrst dich, mein Schatz."

„O nein, durchaus nicht. Ich habe die Uhr dem Boten mitgegeben, den du eigens zu diesem Zwecke hierher geschickt hattest."

„Durch den Boten, den ich hierher geschickt?" wiederholte Bertaldo starr vor Staunen.

„Jawohl. Du warst kaum eine Stunde fort, als ein gutgekleideter Mann mich zu sprechen wünschte. Er brachte einen der schönsten Truthähne, die ich je gesehen, und sagte, du hättest auf dem Wege zum Gericht das Tier von einem indianischen Geflügelhändler gekauft; ich solle den Truthahn inzwischen schlachten und rupfen, da du die Absicht hättest, deine Amtskollegen auf morgen zu Tisch zu laden. ‚Außerdem,‘ fügte der Mann hinzu, ‚trug der Herr Präsident mir auf, Sie zu bitten, in sein Schlafzimmer zu gehen und mir seine dort zurückgelassene Uhr mitzugeben.‘ Natürlich habe ich getan, wie du mir sagen ließest.“

„Nun,“ polterte jetzt der Präsident los, „dann kann ich dir weiter nichts sagen, als daß wir uns auf die lächerlichste Weise haben bestehlen lassen. Die Uhr ist unwiederbringlich verloren, und uns bleibt nichts weiter übrig, als uns damit zu trösten, daß wir in dem Truthahn wenigstens einen kleinen Ersatz für jene erhalten haben.“

Als der Präsident und seine Gattin den ersten Ärger ein wenig überwunden hatten, mußten sie über den ihnen gespielten schlauen Streich herzlich lachen und beschlossen, den Truthahn wirklich morgen zu verspeisen und die Kollegen des Gatten zu diesem so teuren Essen einzuladen. —

Als Bertaldo am anderen Tage vom Gericht nach Hause kam, empfing ihn seine Gattin mit den Worten: „Wie freue ich mich, daß man den Schurken so schnell erwischt hat!“

„Erwischt — wen?“ wiederholte der Präsident überrascht.

„Ja, und er ist doch wohl schon verurteilt?“ fuhr die Frau des Präsidenten fort.

„Du sprichst in Rätseln, liebe Frau,“ entgegnete er. „Ich bitte dich, erkläre dich deutlicher.“

„Gütiger Himmel, sollten wir abermals betrogen worden sein!“ rief die Frau, in welcher eine bange Ahnung aufdämmerte. „Die Sache ist die. Vor etwa zwei Stunden kam ein hübscher, schwarzgekleideter junger Mann in großer Eile und fast außer Atem hierher und sagte, er käme vom Gericht, wo er als Schreiber angestellt sei; der Dieb, welcher mir auf

so unverschämte Weise deine Uhr abzuschwindeln gewußt, sei soeben festgenommen worden, und die gegen ihn vorliegenden Beweise seien zu seiner Überführung fast hinreichend, man bedürfe dazu nur noch des Truthahnes, welcher dem Gerichtshofe vorgelegt werden müsse. Mit diesem Auftrage, fügte der junge Mann hinzu, sei er soeben von dir zu mir gesandt worden."

„Und du gabst ihm den Truthahn?"

„Versteht sich. Wie hätte ich an der Wahrheit der mir gemachten Angaben zweifeln sollen? Und wie hätte ich mir erlauben dürfen, den Befehlen des obersten Gerichtsbeamten ungehorsam zu sein?"

„Nun, dann ist der Truthahn denselben Weg gegangen wie die Uhr," erwiderte Bertaldo. „Aber, liebes Kind, was setzen wir nun unseren Gästen vor?"

„Ach — und der Truthahn war sogar schon gespickt!" seufzte die Gattin. D. C.

**Der vergiftende Garten.** — In den Siebzigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts war das Haus eines höheren Beamten zu Crossen gegen acht Jahre lang der Sitz einer seltsamen Krankheit, die in den Sommermonaten fast alle Bewohner des Hauses wiederholt befiel und deren Ursache man trotz der sorgfältigsten Beobachtungen nicht entdecken konnte. Wenn der Juni herankam, zeigte sich bei einem oder dem anderen ein schmerzhafter, in kleinen, hellen Bläschen bestehender Ausschlag im Gesicht und an den Händen, woraus nach drei Tagen größere Blasen entstanden. Wenn dies acht bis zwölf Tage, manchmal auch noch länger, gedauert hatte, wozu sich oft Augen- und Halsentzündung und Fieber gesellten, trocknete der Ausschlag ab, und es blieben an manchen Stellen rote Flecken zurück, die aber erst nach und nach verschwanden. Die Ärzte nannten diese Krankheit eine Blatternrose, konnten aber kein Mittel ausfindig machen, ihr vorzubeugen.

Das Haus hatte bis 1769 einem Rentner gehört, der es nebst dem dazu gehörigen Garten dem Beamten zur freien Amtswohnung vermacht hatte. Bis zu dieser Zeit hatte niemand im Hause etwas von der Krankheit gewußt. Es war

höchst unwahrscheinlich, daß die Ursache in den Zimmern des Hauses liegen konnte, auch würden, wenn dies der Fall gewesen wäre, die Frühlings- und Herbstmonate wegen der feuchten Witterung das Auftreten der Krankheit begünstigt haben, während sie im Gegenteil mit dem Eintritt des Herbstes ganz aufhörte. Daher fiel später der Verdacht schließlich auf den Garten, der klein und von Gebäuden und Mauern ganz eingeschlossen war. Man schob die Schuld auf die dumpfige Lage desselben und aß so wenig als möglich von den darin gezogenen Küchengewächsen. Aber dennoch kehrte die lästige Krankheit immer wieder zurück, und man bemerkte, daß nach einem jedesmaligen Aufenthalt im Garten ein Anfall derselben erfolgte. Es war also fast zur Gewißheit geworden, daß die Ursache im Garten liegen mußte.

Einst kam ein junges Mädchen, das vorher einige Jahre in diesem Hause gewohnt und ebenso wie die anderen Hausgenossen an der Krankheit gelitten hatte, seit der Veränderung ihres Aufenthaltes jedoch davon verschont geblieben war, wieder zum Besuche. Sie ging in den Garten, hielt sich etwa eine Stunde darin auf, und noch an demselben Tage fühlte sie ein Jucken und Brennen am linken Arme. Am folgenden Morgen war er rot, geschwollen und mit den gewöhnlichen Blasen bedeckt. Doch griff das Übel diesmal nicht weiter um sich, sondern ging bald vorüber. Da schon nach einem so kurzen und einmaligen Aufenthalte im Garten diese Wirkung so schnell erfolgt war, so blieb nichts anderes übrig, als sie dem schädlichen Einfluß eines Gewächses zuzuschreiben.

Gleich am Eingange des Gartens stand nämlich eine Laube, die mit einem Gewächse bekleidet war, das man dort unter dem Namen des wilden Weines kannte und noch von dem letzten Eigentümer des Hauses dahin verpflanzt worden war. Man stellte fest, daß die gefährliche Jahreszeit gerade die war, in welcher dies Gewächs am vollkommensten grünte. Der Beamte selbst war noch zuletzt am heftigsten davon ergriffen worden, als er den Tag zuvor eine ganze Stunde damit zugebracht hatte, die herumhängenden Ranken an der Laube anzubinden und die jungen Schößlinge, die sich sehr vermehrt

hatten, wegzuschneiden. Ferner hatte man bemerkt, daß die Kinderfrau, die, während das ihr anvertraute Kind im Hofe umherlief, gewöhnlich in jener Laube saß, am häufigsten und empfindlichsten von jenem Ausschlage ergriffen wurde, das Kind hingegen, welches nur selten hineintrat, fast ganz davon befreit blieb. Die einzige Person im Hause, welche von jener Krankheit immer verschont blieb, war die Köchin, die fast nie den Garten betrat. Alle diese Beobachtungen zusammengenommen warfen also den größten Verdacht auf jenen sogenannten wilden Wein, und man beschloß, ihn ganz auszurotten. Dies geschah. Die Laube wurde an jener Stelle mit jungen Buchen umpflanzt, und seitdem hörte die Krankheit völlig auf.

Nur einmal zeigte sie sich wieder, und zwar bei folgender Gelegenheit: Im nächsten Sommer, nachdem die Ausrottung geschehen war, saß eine kleine Gesellschaft in der Laube. Eine junge Dame bemerkte unter der Bank zwischen den Steinen einen kleinen Schößling jenes Gewächses, der sich von dem ausgerotteten Stamme noch erhalten hatte, brach ihn ab und zeigte ihn den übrigen Personen. Sie bemerkte schon am nächsten Tage Blasen an den Fingern, die sich über den ganzen Arm verbreiteten und sogar den anderen Arm mit ergriffen, sich jedoch nach einigen Tagen wieder verloren.

Da der sogenannte wilde Wein (Vitis quinquefolia), dessen man sich zur Bekleidung der Lauben und Gartenwände bedient, ein ganz unschädliches Gewächs ist, so fragte man einen benachbarten Arzt nach dem wahren Namen jenes vergiftenden Strauches, und eine genauere Untersuchung zeigte, daß es der sogenannte Giftsumach (Giftrebenstrauch, Rhus toxicodendrum) war. Dieser Giftbaum ist zwar ursprünglich in Nordamerika einheimisch, aber in England und Deutschland schon seit geraumer Zeit bekannt. Der erzählte Fall ist einer der ersten, durch welchen man in Deutschland auf seine giftigen Eigenschaften aufmerksam wurde.

Der Giftsumach hat einen schwachen, doch holzigen Stamm, der drei bis acht Fuß hoch wird und viele schlanke, mehr oder weniger gebogene und gewundene Zweige treibt.

Die Rinde ist grau und unbehaart; die Blätter stehen zu dreien an langen Stielen, sind eirund, ziemlich groß, übrigens ungeteilt, glatt und dunkelgrün; die Blüten sind unscheinbar, klein, gelblichgrün und stehen in Trauben zusammen. Trotzdem er in unseren Gärten gut fortkommt und nur in sehr kalten Wintern zu leiden scheint, eignet er sich doch seiner giftigen Eigenschaften wegen, die sich, wie nicht nur die obige Begebenheit, sondern auch viele andere Beobachtungen lehren, schon durch bloße Berührung und Ausdünstung äußern, nicht zum Anbau. Daher erfordert er auch in solchen Gärten, wo er des Arzneigebrauchs wegen gezogen werden muß, eine sehr behutsame Behandlung, und man tut wohl, wenn man Blätter davon abpflücken oder sonst etwas damit vornehmen will, dieses nur in Handschuhen zu verrichten. W. K.

**Devrients Wette.** — Vom berühmten Schauspieler Ludwig Devrient wird folgende Anekdote erzählt: Ihm hatte die seinerzeit sprichwörtlich gewordene Langsamkeit und Trägheit der Maurer, die allerdings nunmehr längst der Geschichte angehört, oft Scherz wie Verdruß bereitet. Eines Morgens sieht Devrient von dem Fenster des Gasthauses aus, in welchem er speiste, einen Maurer auf dem Gerüst stehen, der eben gemächlich die Dose herauszieht, um eine Prise Tabak zu nehmen. Sein Griff in die Tasche ist so phlegmatisch, daß Devrient zu seinen Bekannten sagt: „Ich wette, ich trinke eher eine Flasche Champagner aus, als dieser brave Maurer, der schon die Dose in der Hand hat, dazu kommt, sie wieder einzustecken.“

Die Wette wird gemacht, der Kork springt, und Devrient stürzt das erste Glas hinunter. Die Anwesenden haben bald den Trinker, bald den Maurer im Auge und beobachten jede Bewegung.

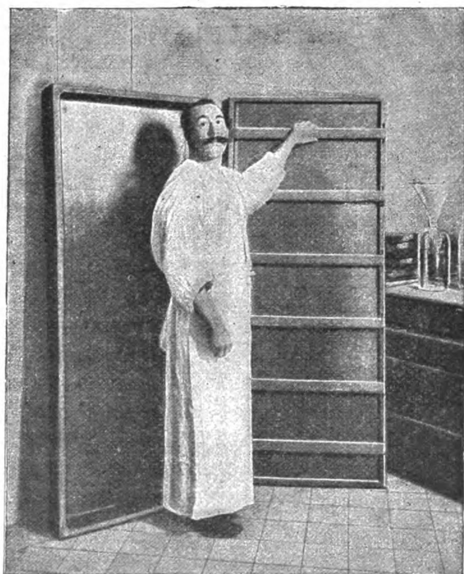
Jetzt hat der Maurer langsam mit zwei Fingern auf die Dose geklopft — Devrient hat das zweite Glas hinuntergestürzt; jetzt öffnet er den Deckel — das dritte Glas ist geleert; gemächlich spitzt der Maurer die Finger und greift die Prise — Devrient ist erst mit der halben Flasche fertig.

„Verloren — verloren!“ rufen die Wettenden triumphierend; doch der Maurer behält gedankenlos die Dose in der Hand und

sieht sich phlegmatisch rings um und gähnt; ein Kamerad tritt auf ihn zu, er reicht auch diesem die Dose, der ebenso gedankenlos hineingreift; sie stehen mit der Prise zwischen den Fingern und schwatzen müßig weiter.

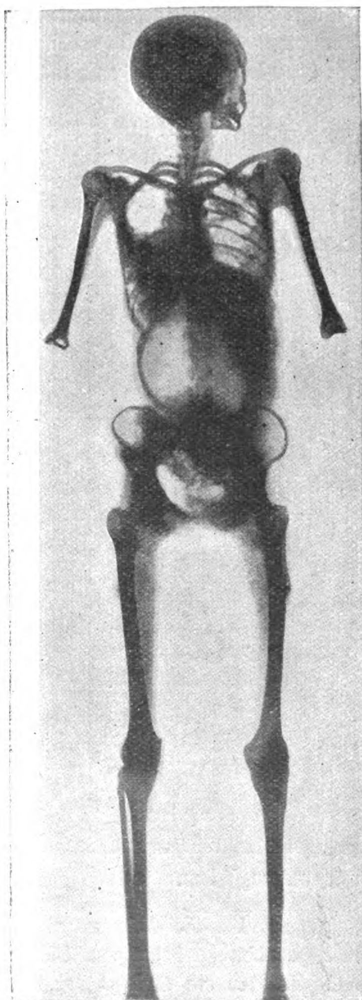
Da ruft Devrient: „Fertig!“ — und er hat in der Tat die Wette gewonnen, denn erst jetzt steckt der Maurer die Dose wieder ein. v. B—r.

**Scheintod und Röntgenstrahlen.** — Obgleich der Scheintod sicher nicht so häufig vorkommt, wie vielfach angenommen



Ein Riesenfluoreszenzschirm.

wird, so sind doch alle Maßregeln, die die Erkennung des Scheintodes ermöglichen, mit Freuden zu begrüßen. Bisher wurde zur Feststellung des Scheintodes ein Spiegel vor den Mund des scheinbar Leblosen gehalten, wobei dann der sich etwa niederschlagende feine Hauch der ausgeatmeten Luft den Nach-



Radiographie einer verstorbenen Frau mit deutlich abgegrenztem Magen und Darm.

weis liefert, daß das Leben noch fortbesteht, oder man trug eine Ätzpaste auf die Haut auf, die bei Scheintoten einen schwarzrötlichen, bei Toten einen gelben Schorf erzeugt, oder man spritzte auch Fluoreszein unter die Haut, das bei noch Lebenden eine starke Gelbfärbung der Schleimhäute hervorruft.

Neuerdings hat nun Charles Vaillant, der Vorsteher der Röntgenstrahlenabteilung am Krankenhaus Lariboisière in Paris, ein weiteres Verfahren angegeben, das in der Durchleuchtung der Bauch- und Beckenhöhle mittels der Röntgenstrahlen besteht. Entweder läßt man das dabei erzeugte Schattenbild auf einen fluoreszierenden Schirm fallen oder man fertigt von dem durchleuchteten Körper eine Röntgenstrahlenphotographie, eine sogenannte Radiographie, an.

Vaillant hat nämlich gefunden, daß sich mittels der Röntgenstrahlendurchleuchtung bei einem Toten Magen und Darm deutlich unterscheiden lassen, während dies bei einem Lebenden, also auch bei einem Scheintoten, nicht möglich ist. Er führt die Sichtbarkeit von Magen und Darm bei einem Toten auf dem Fluoreszenzschirm oder der photographischen Platte auf Zersetzungsvorgänge im Verdauungsapparat zurück. Die Gase, die sich nach dem Tode in demselben bilden, sind nämlich schwefeliger Natur und beginnen nach einiger Zeit zu phosphoreszieren. Für gewöhnlich ist indessen dieses Phosphoreszieren nicht bemerkbar. Werden aber die Gase von den Röntgenstrahlen getroffen, so leuchten sie stärker auf, wirken infolge dieser Lichtsteigerung kräftig auf die photographische Platte ein und rufen demge-



Radiographie einer lebenden Frau, bei der Magen und Darm nicht erkennbar sind.

mäß hier eine deutlich abgegrenzte Abbildung des von ihnen ausgefüllten Magens und Darms hervor.

Da, wie erwähnt, bei einem lebenden Körper diese Organe nicht sichtbar werden, weil hier die phosphoreszierenden Gase fehlen, so hat man nunmehr in dem angegebenen Verfahren eine brauchbare Handhabe, um den Scheintod vom Tod zu unterscheiden. Die nötigen Apparate hat man ja jetzt in allen größeren Orten, so daß einer allgemeinen Anwendung des Verfahrens in zweifelhaften Fällen nichts entgegensteht. Th. S.

**Ein furchtbarer Anblick.** — Der französische Reisende Huc erzählt in seiner „Reise durch Tibet" folgende Anekdote: Als wir eines Tages während unseres Besuches im Palaste des Regenten von Sternwarten und astronomischen Instrumenten sprachen, fragte uns der Prinz, ob wir ihm nicht gestatten wollten, die kleine, seltsame Maschine, die wir in einer Schachtel aufbewahrten, näher zu betrachten. Er meinte das Mikroskop. Während wir uns nun mit seiner Zusammensetzung beschäftigten, bemühten wir uns, unserem hohen Auditorium, so gut es gehen mochte, einige Begriffe über Optik beizubringen; da wir jedoch bald merkten, daß die Theorie nur geringes Interesse erregte, so gingen wir alsbald zu Experimenten über. Wir fragten, ob nicht jemand aus der Gesellschaft die Güte haben wollte, uns mit einem Floh zu beehren. Ein solches Tierchen war hier leichter zu erhalten als anderswo. Ein vornehmer Beamter, der Sekretär Seiner Exzellenz des Regenten, brauchte mit seiner Hand nur unter sein seidenes Gewand zu fahren, um ein vorzügliches Exemplar zu produzieren. Wir ergriffen es sogleich mit unserem Zängelchen, worauf der Beamte, als er dies sah, sofort gegen unser Experiment protestierte, indem er als Grund anführte, wir würden dadurch den Tod eines lebenden Wesens veranlassen.

„Fürchten Sie nichts," sagte ich, „wir haben das Tierchen nur am Fell gepackt, und überdies scheint es kräftig genug, um das Experiment zu überstehen."

Der Regent, dessen religiöse Ansichten freierer Natur waren als die des Beamten, bedeutete diesem, er solle „den Mund halten" und uns gewähren lassen.

Wir fuhren also in unserem Experimente fort und brachten das kleine Tier, welches sich ganz gewaltig zwischen dem Zängelchen sträubte, unter das Objektivglas. Sodann ersuchten wir den Regenten, von oben in die Maschine hineinzusehen.

„Thong-Kaba," rief er, „der Floh ist so dick wie eine Ratte!" Nachdem er ihn eine Weile angesehen, barg er das Gesicht in seinen Händen, indem er sagte: „Das war ein furchtbarer Anblick!" Er wollte die anderen Anwesenden vom Hinsehen zurückhalten, aber seine Ermahnungen blieben erfolglos. Jeder aus der Gesellschaft neigte sein Auge auf das Okularglas und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

Als aber der Sekretär bemerkte, daß sein Tier sich kaum mehr bewegte, legte er sofort ein gutes Wort für dasselbe ein. Wir erfaßten also den Floh mit dem Zängelchen und stellten ihn seinem Eigentümer wieder zu.

Der Regent aber sagte lächelnd zu dem Sekretär: „Ich fürchte, dein Floh befindet sich unwohl. Eile und lasse ihn kurieren, sonst erlebst du einen Trauerfall in deiner Familie!" C. T.

**Wie Napoleon den Studenten nachgeben mußte.** — Während der ersten Zeit seiner kaiserlichen Würde wurde der unbedeutende Dichter Lemercier von Napoleon sehr ausgezeichnet. Ein Stück von ihm wurde zur Aufführung gebracht, fiel aber bei der Premiere gründlich durch, weil die Pariser Studenten sich dagegen auflehnten. Napoleon war ärgerlich, als ihm der wüste Lärm geschildert wurde, den die pfeifenden und tobenden Studenten dabei verübt, und wie sie das übrige Publikum mitfortgerissen hatten.

„Morgen soll das Stück wieder auf dem Theaterzettel erscheinen," befahl er.

Aber die Lärmszenen wiederholten sich auch bei der zweiten Vorstellung. Nun regte sich der Kaiser darüber noch mehr auf. „Es soll morgen abermals gespielt werden," entschied er, „und ich werde selbst der Vorstellung beiwohnen."

Kaum war diese Absicht des Herrschers bekannt geworden, als die Studenten sich in aller Stille fieberhaft tätig zeigten, Besuche ohne Zahl und geheimnisvolle Einkäufe machten und dann am Abend vollzählig im Parkett erschienen, das sie von

vorn bis hinten ausfüllten. Das Spiel begann, und alles war still, kein Zischen, keine Äußerung des Mißfallens ließ sich vernehmen. Mit hoher Befriedigung nahm der Kaiser wahr, wie sein Wille und seine bloße Anwesenheit imstande war, die Masse zu zügeln.

Da, im dritten Akt, als ihm selbst der Gedanke kam, das Stück sei doch eigentlich wirklich recht schwach, fiel ihm ein, die Gesichter im Parkett ein wenig beobachten zu wollen. Da ging ihm dann freilich das Verständnis für diese merkwürdige Ruhe auf. In dem ganzen Parkett gab es keine Gesichtszüge zu beobachten. Die Studenten hatten allesamt riesige Nachtmützen tief über die Ohren gezogen, und jeder stellte sich, als ob er sanft eingenickt wäre.

Dieser Anblick kitzelte die Lachmuskeln des Korsen in solchem Grade, daß er laut auflachte und nicht länger auf seinem Kopfe bestand. Das Stück verschwand von der Bühne — die Studenten hatten gesiegt. C. D.

**Tabakrauchende Tiere.** — Die meisten Tiere hegen einen gewaltigen Abscheu gegen den Tabak in jeder Gestalt und Form. Doch hat diese Regel wie alle anderen ihre Ausnahmen, und manche Tiere sind sogar große Liebhaber des duftigen Krautes. Die Hunde stehen hier in erster Linie. So wurde erst vor kurzem in einem Wanderzirkus ein Terrier gezeigt, der sehr vergnügt aus einer Tonpfeife rauchte. Das Tier hatte sich bereits so an diesen Genuß gewöhnt, daß es ihn nicht mehr entbehren wollte.

Auch der Papagei gewöhnt sich leicht daran. So lebt in Paris im Haushalt eines Arztes ein Papagei, der Tabak kaut. Wenn der Vogel eine gewisse Quantität zu sich genommen, taumelt er wie betrunken. Die lange Praxis hat auch den Vogel zu einem Kenner ausgebildet; am liebsten kaut er den mit Rum getränkten Tabak, den die Seeleute verwenden.

Dieselbe Vorliebe kennt man auch bei Affen. Aber auch das Rauchen versuchen diese alles nachahmenden Vierfüßler oder vielmehr Vierhänder. Ein Holländer auf Sumatra hatte seine Zigarette eine Zeitlang geraucht und warf sie dann fort. Ein Affe, der in der Nähe saß, griff sie auf und fing eifrig zu rauchen an. Dann aber begann sich plötzlich sein Gesicht zu verziehen. Ärgerlich warf er die Zigarette zu Boden und zog sich in eine Ecke zurück, da er sich anscheinend sehr übel fühlte. M. N.

**Irrtümliche Höflichkeit.** — Ludwig Tiecks, des Romantikers, Schwester Sophie, die sich an den Arbeiten des Dichters lebhaft beteiligt hat und dem Bruder in Dresden den Haushalt führte, war durch ihre volkstümlichen Erzählungen sehr bekannt und geachtet. Dies beweist vielleicht am deutlichsten folgende kleine Geschichte, die Ludwig Tieck in einem Brief an seinen Freund, den Freiherrn v. Rumohr, berichtet.

Der Maurermeister G. war in Dresden in seinem ganzen Stadtviertel als ein sehr grober Mensch bekannt und deshalb von den Dienstmädchen besonders gefürchtet, ebenso aber bei den Herrschaften wegen seiner guten Arbeiten geschätzt. Als er einst bei Tieck einen Ofen setzen sollte, erschien er zum großen Erstaunen des Dienstmädchens, die seiner Ankunft mit Furcht und Zittern entgegengesehen hatte, mit der freundlichsten Miene der Welt. Als er seine Arbeit vollendet und dabei auf alle Fragen mit der größten Bescheidenheit und Höflichkeit geantwortet hatte, fragte ihn endlich das Mädchen, dem dies wie ein Wunder erschien: „Aber, lieber Meister, wie kommt es denn, daß Sie auf einmal so höflich geworden sind?“

„Ja, liebes Mamsellchen, das hat seine guten Gründe. Ich fürchte mich vor dem Fräulein Tieck. Die schreibt Geschichten, und da dachte ich, wenn du bei Tieckens nicht höflich bist, so bringt dich das Fräulein als Grobian in eine Geschichte.“

„Ach,“ entgegnete das Mädchen, „wissen Sie denn nicht, daß Fräulein Sophie schon vor einem halben Jahre gestorben ist?“

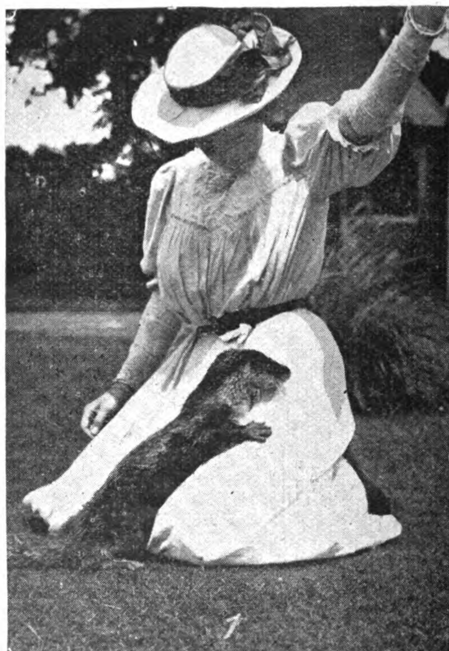
„Was,“ brüllte jetzt der Mann in seiner gewohnten Weise, „gestorben ist sie, und ich bin umsonst höflich gewesen? Tausend Schockschwerebrett, das hätt' ich wissen sollen! Und Sie, dumme Gans, warum tut Sie nicht eher das Maul auf und sagt mir, daß ich mich nicht zu fürchten brauche?“

Damit lief der Erboste fluchend fort und schmetterte die Tür hinter sich zu, daß das ganze Haus erzitterte. v. B—r.

**Ein dressierter Fischotter.** — So vorsichtig, argwöhnisch und kampfbereit der Fischotter in der Freiheit ist, so zahm und zutraulich wird er in der Gefangenschaft, vorausgesetzt, daß er jung in die Hände des Menschen gerät. Allerdings gelingt es nur selten, einen jungen Otter lebend zu fangen, da der alte

sein Lager so umsichtig auswählt und in seiner Nähe so gewissenhaft alle Spuren des Raubes und der Losung beseitigt, daß er nur äußerst schwer zu entdecken ist.

Sehr frühzeitig werden sodann die Jungen, die etwa zehn Tage nach der Geburt die Augen öffnen, in allen Schlichen



Zulu neckt sich mit seiner Herrin.

und Künsten unterrichtet. Bereits nach acht Wochen führt die Mutter ihre Sprößlinge aus, behält sie aber noch ein volles halbes Jahr unter ihrer Obhut und Leitung, so daß sie, wenn sie sich endlich selbständig machen, schon erfahren genug sind, um sich den menschlichen Nachstellungen erfolgreich zu entziehen.

Zuweilen aber glückt es dennoch, einen jungen Otter zu fangen. Bei geeigneter Behandlung erweist er sich dann bald

der Dressur zugängig und entwickelt sich mit der Zeit zu einem recht gelehrigen Schüler, der seinem Lehrmeister nicht nur guten Willen und Lernfreudigkeit, sondern auch rührende Anhänglichkeit entgegenbringt.

So kam vor kurzem eine englische Dame in den Besitz eines jungen Otters, der durch seine Dressurfähigkeit und Zu-



Zulu macht ein Männchen.

traulichkeit alle, die ihn sehen, überrascht. Das Tierchen wurde von einem Foxterrier zufällig in der Höhlung eines Baumstumpfes aufgestöbert. Anfänglich reichte man dem niedlichen Ding eine Milchflasche, an die es sich schnell gewöhnte und die es stets begierig leerte. Nachdem es die Milchzähne verloren hatte und der Zahnwechsel eingetreten war, fütterte man es mit Fröschen, Kaninchenfleisch und ähnlichen Delikatessen. Zuletzt bot man ihm Fische und zwar sowohl frische

als auch gesalzene dar. Bei dieser Ernährungsweise hat sich Zulu, wie man ihn genannt hat, vortrefflich entwickelt. Als man den Otter fing, wog er fünf Pfund, jetzt hat er ein Gewicht von vierzehn Pfund und zugleich eine stattliche Länge erreicht.

Am besten kann man das Treiben Zulus gegen Abend beobachten. Die Ottern sind ja vorzugsweise Nachttiere, und so entfaltet auch Zulu in den Abendstunden seine größte Munterkeit. Mit blitzenden Augen huscht und schießt er über die Rasenplätze des Gartens, in dem er gehalten wird, hin. Denn obgleich die Beine des Otters nur kurz sind, sind seine Bewegungen beim Laufen keineswegs langsam. Er dreht und wendet dabei den Körper mit unglaublicher Geschmeidigkeit, duckt sich, krümmt sich, schleicht bedächtig heran oder unternimmt einen plötzlichen Vorstoß. Mit einem hohen Kopfsprung taucht er in den kleinen Teich, in den seine Herrin einige Weißfische gesetzt hat. Hat er den erbeuteten Fisch verschmaust, dann trollt er wohl zu dem Lawntennisnetz, in dessen Maschen er sich einkrallt, um daran emporzuklettern.

Aber auch ein kleines Kampfspiel liebt er zuweilen. Höchst amüsant sieht es aus, wenn er sich mit seiner Herrin neckt, wenn er ihre Hand zu erhaschen sucht und sich dabei an ihrem Kleid emporarbeitet. Unter einem rasch wiederholten „Girrkgirrk“ fährt er auf einen hingehaltenen Peitschenstiel los oder zerrt sich mit einem Tuch herum. Seiner Herrin ist er außerordentlich zugetan und folgt ihr auf Schritt und Tritt. Nur von ihr will er auch gefüttert sein.

Zulu vermag auch sich mit Benützung seines kräftigen Schwanzes ohne Schwierigkeit aufzurichten und minutenlang in dieser Stellung zu verharren. Darum ist er von seiner jungen Herrin darauf abgerichtet worden, wenn er Appetit auf einen Leckerbissen hat, vorher artig ein Männchen zu machen. Sein Schläfchen hält Zulu meist in einem kleinen Blechnapf ab, in dem er sich sehr behaglich zusammenrollt.

Übrigens läßt sich ein Otter sogar zum Fischfang dressieren. Doch muß man ihn dann sehr jung einfangen und darf ihn nie mit Fischen füttern. Das Verfahren der Dressur ist folgendes. Wenn das Tier ziemlich erwachsen ist, gibt man ihm

einen aus Leder gefertigten Fisch zum Spielen. Kennt er ihn genau, so geht man dazu über, den Lederfisch fortzuschleudern und ihn vom Otter apportieren zu lassen. Ist der Zögling darin firm, so wirft man den Lederfisch in eine Wanne mit Wasser. Nachdem sich der Otter daran gewöhnt hat, den Lederfisch aus dem Wasser herauszuholen und auf Geheiß niederzulegen, vertauscht man ihn mit einem toten Fisch. Wird auch dieser regelrecht apportiert, dann setzt man lebende Fische in die Wanne und läßt diese herausholen. Sobald auch sie ohne Zögern gebracht werden, ist der Otter zum Fischfang in Flüssen und Seen verwendbar. Th. S.

**Poetisches Kaffeelob.** — In den Sechzigerjahren pries ein Kaufmann in Frankfurt a. M. seine Kaffeebohnen mit folgender poetischen Leistung an:

Brauner Mark- und Beindurchdringer,
Sirupsüßer Schlafbezwinger,
Rippenbalsam, Zungenschwenker,
Wundertunke großer Denker,
Lieblich feiner, allerbester
Herzenstusch und Leidensströster
Aller Grillen Totengräber,
Seelenfärber, Freudengeber,
Stadtposaunenblasewasser,
Armer Leute Pfennigprasser,
Katzenjammerschnellvertreiber,
Hausfreund, Liebling aller Weiber,
Lindrer qualbedrängter Leiber,
Krämpfestiller, Zeitverkürzer,
Salbungsreicher Freundschaftswürzer,
Gönner der Nikotianer,
Raucher, Qualmer, Gurgelbahner,
Alter Jungfern einzig Labsal
Bei des Sitzenbleibens Trübsal —
Kurz, was Extraordinäres,
Delikat, bei Gott, ich schwör' es! C. T.

**Ein chinesischer Roman.** — China hat keine bedeutende Romanliteratur, denn die Chinesen sind nicht besonders phan-

tasiebegabt, und die im Reiche der Mitte eine so bedeutende Rolle spielenden Gelehrten denken ziemlich geringschätzig über Romane. Wenn die Chinesen aber doch Romane schreiben, dann sind diese von geradezu abschreckender Länge. Wir wollen in wenigen Zeilen einen chinesischen Roman erzählen, der nicht weniger als vierzehn Bände füllt. Es ist die Geschichte eines Nagels.

Ein Gerichtsbeamter konnte einmal die Todesursache bei einem Ermordeten nicht entdecken. Nach den dortigen Gesetzen mußte der Beamte dann selbst den Tod erleiden. Da half ihm seine Frau. Sie riet ihm, doch einmal unter dem Zopf des Ermordeten nachzusehen. Richtig, da fand er, daß an dieser verborgenen Stelle ein Nagel in den Schädel eingeschlagen war. Die Witwe des Ermordeten wurde nun verhaftet, gestand den Mord und wurde hingerichtet. Aber nun kamen dem Beamten allerlei Gedanken. Diese peinigten ihn dermaßen, daß er heimlich die Leiche des ersten Mannes seiner Frau, deren zweiter Gatte er war, ausgraben ließ. Er untersuchte den Schädel und fand zu seinem Entsetzen, woher der weise Rat seiner Frau stammte. Man sucht eben niemand hinter einer Hecke, wie das deutsche Sprichwort sagt, wenn man nicht selbst dahinter gesessen hat. Seine eigene Frau hatte ihren ersten Mann in derselben Weise durch Einschlagen eines Nagels beseitigt. Nun kommt der psychologisch interessante Teil des Romans. Der Beamte liebte seine Frau und war ihr wegen ihres Rates als seiner Lebensretterin zu Dank verpflichtet. Anderseits dachte er an seine Pflicht der Öffentlichkeit gegenüber und fürchtete auch, daß ihm dasselbe Schicksal zuteil werden könnte wie dem ersten Manne. Der Verfasser erzählt das eigentliche Ende nicht, läßt aber durchblicken, daß der Unglückliche in dem Streit der Pflichten schließlich dem Leben freiwillig entsagt hat. L. Kl.-D.

**Gasthäuser im Mittelalter.** — Wenn wir heute zwischen einem doppelten Spalier von Kellnern und Pförtnern, die uns mit großer Dienstfertigkeit zum Fahrstuhl geleiten, die mit Teppichen belegte und mit Blumen und Blattpflanzen dekorierte Schwelle eines unserer modernen Hotelpaläste überschreiten, denken wir sicher nicht daran, daß einst der Reisende,

wenn er nach mühevollem Ritt oder langer Wanderung eine Herberge bemerkte, zuallererst seine sündige Seele Gott empfahl und die Heiligen zu seinem Schutze anrief. Die Gasthäuser, namentlich in Frankreich, hatten in jenen alten Zeiten keinen allzu guten Ruf; diejenigen, aus welchen man lebendig wieder herauskam, waren als Häuser ersten Ranges berühmt. Trotz einer Polizeiverordnung vom Jahre 1254, die den Gastwirten ans Herz legte, nur durchreisende bessere Leute zu beherbergen, war das Gasthaus gewöhnlich der Unterschlupf recht zweifelhaften und unheimlichen Gesindels. Beim trüben Licht der Öllampen sah der das Gasthaus betretende Reisende an den Tischen wandernde Musikanten, Karten- und Würfelspieler, Kunstreiter und so weiter mit zerschlissenen Kleidern. Der anständige Gast nahm nur widerwillig neben dieser Gesellschaft Platz und wagte bei Nacht nicht einzuschlafen. Man lebte beständig in Angst, umgebracht zu werden, und weil in diesen Räuberhöhlen häufig mysteriöse Todesfälle vorkamen, erging im Jahre 1315 eine königliche Verordnung, nach welcher der Gastwirt, der die Sachen eines bei ihm gestorbenen Reisenden zurückbehielt, den dreifachen Wert des zurückgehaltenen Gutes ersetzen mußte.

Um genau über die Zahl der Leute, die in ein Gasthaus hineingingen und nicht wieder herauskamen, unterrichtet zu sein, führten die Behörden 1407 besondere Fremdenlisten ein. Jeder Gastwirt hatte die Verpflichtung, die Namen der bei ihm einkehrenden und abreisenden Gäste genau zu verzeichnen.

In diesen unheimlichen Gasthäusern „spukte" es natürlich auch, denn die „Geister der Verstorbenen zeigen sich mit Vorliebe an den Orten, an welchen einst ihre Körper niedergeschlagen worden sind". Um den Reisenden das Gruseln abzugewöhnen, pflegten daher die Wirte die Wände ihrer Zimmer mit zahllosen Heiligenbildern zu schmücken. Aus jenen fernen Zeiten datieren auch die Gasthausnamen „Zur Dreieinigkeit", „Zum heiligen Geist" und so weiter.

Der Aufenthalt in den Gasthäusern war nicht billig; im sechzehnten Jahrhundert erst schützten die Behörden die Reisenden vor dem Ausgebeutetwerden. Eine Verordnung setzte

den Preis der Pinte Wein auf zwei Sous fest. Eine andere Verordnung gab den Wirten auf, an sichtbarer Stelle einen Tarif aufzuhängen. In den Gasthäusern, in welchen nur wandernde Handwerksburschen zu wohnen pflegten, stand über der Eingangspforte: „Essen des Reisenden sechs Sous, Schlafen acht Sous.“ In besseren Herbergen, die große Küchen und Pferdeställe hatten, kostete das Essen zwölf und das Schlafen zwanzig Sous. Das war für die damalige Zeit viel Geld, und der Tarif wurde in einigen Gasthäusern, wo man aus Zinngeschirr speiste und in seidenen Betten schlief, noch bedeutend überschritten.

In manchen Gasthäusern bekam man überhaupt nichts zu essen. Als 1442 eine Dame in einem Gasthause zu Gournay weilte, mußte sie sich zum Mittagessen mit einem Stück Brot und Butter begnügen. Wegen seiner guten Küche berühmt war nur ein Gasthaus in Bessay bei Moulins. Hier bekam man Wild, Geflügel und vortrefflichen Wein, und die zwanzig Gastzimmer waren „großartig ausgestattet“. Als eines Tages die Postkutscher in Bessay, das an der von Paris nach Lyon führenden Straße liegt, nicht halten wollten, wurden die Reisenden so wild, daß sie die Wagen zerschlugen. O. v. B.

**Peinliche Frage.** — Der bekannte Verteidiger Dr. L. in Berlin mußte einen Besuch im Zuchthaus zu R. machen, um dort ein Zeugenverhör abzuhalten, und ließ sich bei dieser Gelegenheit das ganze Gebäude zeigen.

Als er nach Hause zurückkehrte, beschrieb er dort seinen aufhorchenden Angehörigen die schrecklichen Dinge, die er gesehen, und seine Beschreibung schien einen besonders tiefen Eindruck auf sein jüngstes Töchterchen Marie gemacht zu haben.

Eine Woche darauf befand sich der Anwalt mit seinem Liebling auf der Bahn. Der Zug hielt auf einer Station nahe einem großen düsteren Gebäude.

Ein Reisender fragte ihn: „Was ist das für ein Gebäude?“

„Das Zuchthaus,“ erwiderte der Anwalt prompt.

Die kleine Marie sah interessiert zu ihrem Vater auf und fragte, was die Augen sämtlicher Mitfahrenden auf ihn lenkte: „Ist dies das Zuchthaus, in dem du warst, Papa?“ M. N.

**Eine historische Mühle.** — Außer der bekannten Windmühle bei Sanssouci gab es bis vor wenigen Jahrzehnten auch noch eine historische Schiffsmühle, die jedoch nicht ganz so berühmt geworden ist. Sie lag in Wittenberg, dicht unter der Elbbrücke, und versperrte da das beste Fahrwasser. Sie bildete ein allgemeines Ärgernis für alle Schiffe, übrigens auch eine nicht zu unterschätzende Gefahr — sie stand im vollsten Sinne des Wortes im Wege. Man konnte ihr aber nicht zu Leibe gehen, weil sie unter dem Schutze eines Privilegiums stand, das eine eigenartige Vorgeschichte hat.

Wittenberg war im Jahre 1813 von den Franzosen besetzt. Diese hatten in die Mühle einen starken Vorposten gelegt. Dem Müller war die Einquartierung im höchsten Grade lästig. Er beschloß deshalb, einen gefährlichen Streich zu wagen. Er traktierte die Franzosen eines Abends so ausgiebig mit Grog, daß sie bald sämtlich den festesten Schlaf schliefen. Nun schnitt der Müller die Ankertaue seiner Mühle durch, und diese schwamm sanft mit den Schläfern, gesteuert vom Müller, die Elbe hinunter, bis sie bei Apollensdorf von den dort liegenden Preußen angehalten wurde, denen die Franzosen so in die Hände fielen. Für diese mutige Tat gab König Friedrich Wilhelm III. dem Müller das Recht, für seine Schiffsmühle den Platz unter der Elbbrücke auf ewige Zeiten zu behalten.

Lange hat sich der Strombaufiskus mit dem Müller herumgestritten, ohne ihn zum Verlassen seiner Stelle bringen zu können. Schließlich ließ er sich doch mit dreißigtausend Mark abfinden und baute sich anderswo eine Dampfmühle. C. T.

**Maria Stuart und Königin Elisabeth.** — Im sechzehnten Jahrhundert waren es zwei königliche Frauen, in denen sich das Schicksal und die Zukunft Englands gleichsam verkörperte: Maria Stuart, Königin von Schottland, und Elisabeth von England. Beide in Anlage, Erziehung, Herkunft grundverschieden, beide Vertreterinnen zweier gegensätzlichen Weltanschauungen. Maria schön, liebenswürdig, romantisch veranlagt, aus Glück und Glanz durch eigene Schuld und ungünstige Umstände herabstürzend zu tiefer Schmach und endend unterm Henkerbeile. Elisabeth, nach einer freud- und hoff-

nungslosen Jugend (ihre Mutter Anna Boleyn wurde bekanntlich hingerichtet, sie selbst von ihrem Vater Heinrich VIII. von der Thronfolge ausgeschlossen), durch Wendung des Geschicks, wie durch Klugheit und Willenskraft zu höchster Macht und unsterblichem Ruhme aufsteigend; das sind Persönlichkeiten und Geschehnisse, die von jeher mächtig die Gestaltungskraft des Dichters und Künstlers anregen mußten.

Auch C. Pecrus hat in einem großen und figurenreichen Geschichtsbilde die beiden feindlichen Königinnen einander gegenübergestellt, wie sie in der Phantasie des Volkes leben: Elisabeth umgeben von ihren Ratgebern — Burleigh, Leicester, Walsingham, Howard, Davison und anderen — Maria Stuart im schwarzen Witwenkleide, nur begleitet von ihrer treuen Kammerfrau, so, wie sie stolz und würdig das Schafott bestieg.

Wir bieten unseren Lesern eine vortreffliche Nachbildung dieses Gemäldes in Öldruck zum Preise von nur 1 Mark 50 Pfennig, die im passenden Rahmen einen schönen und wertvollen Zimmerschmuck für jedermann bilden wird. F. Z.

**Ein kostspieliger Kuß.** — Einer der reichsten Leute in der Oberlausitz war im sechzehnten Jahrhundert ein gewisser Hans v. Warnsdorf, der, Landesältester im Fürstentum Görlitz, ringsum eine große Zahl von Gütern besaß. Seine Jugend hatte er an verschiedenen fürstlichen Höfen, namentlich am Wiener Kaiserhofe, zugebracht. Gegen die Türken war er mit zu Felde gezogen, bei welcher Gelegenheit ihm in einer Schlacht mehrere Pferde unter dem Leibe erschossen wurden.

Als er einstmals zu Wien beim Kaiser, der ihn sehr schätzte, eingeladen war und wohl zu viel getrunken hatte, erkühnte er sich, der Kaiserin während des Tanzens einen Kuß zu geben. Der Kaiser war darüber sehr erzürnt, und Warnsdorf wäre sicherlich in Ungnade gefallen, hätte er nicht dem Kaiser dreißigtausend Reichstaler als Buße ausgezahlt. Dem Kaiser kam diese Buße so gelegen, daß er sagte, um solchen Preis könne er die Kaiserin noch öfters küssen. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



